

DEUTSCHE JLLUSTRIERTE
50 PFENNIG
STUTTGART, 28. MÄRZ 1953 · NR. 13
ERSCHEINT AN JEDEM DIENSTAG NEU!
Zwei außergewöhnliche Berichte:
Jlja Molin: Jch war Malenkows Vertrauter
*
Budu Swanidze, Neffe des Diktators: Mein Onkel Joseph Stalin
Wenn die Begum lächelt
Die Geschichte des Aga Khan
Und Gott sprach:
Die Erde bringe hervor lebendige Tiere
Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde. 3. Teil



Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde

Und Gott sprach: Die Erde bringe

Riesensaurier stampften vor Urzeit. Der Ausgangspunkt für

LANDSCHAFT ZUR JURAZEIT: Am Strand äst ein riesiger Iguanodon-Saurier. Im Wasser waten gigantische Brontosaurier. Darüber zieht ein Flugdrache mit neun Meter Flügelspannweite seine Kreise.

3. Teil

hervor lebendige Tiere

Jahrmillionen über die Kontinente. Phantastische Geschöpfe bevölkerten die Meere der diese gewaltige Entwicklung war ein Eiweiß-Molekül. Es wurde zur Urzelle allen Lebens.



Das Meer, die Mutter des Lebens

Fortsetzung: **Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde**

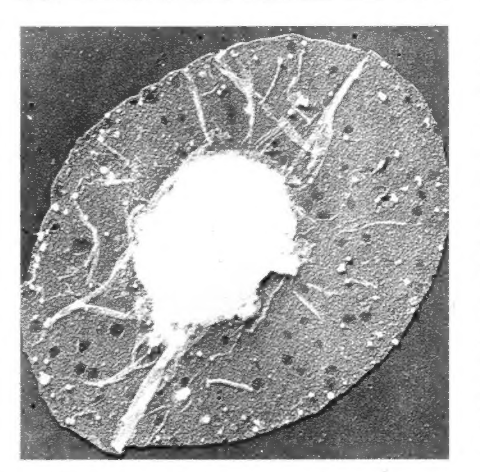
Die Deutsche Jllustrierte setzt ihren wissenschaftlichen Großbericht über die Entstehung unserer Welt in dieser Ausgabe fort. Die Entwicklung des Lebens von der Urzelle über Amphibien und Saurier bis zum hochorganisierten Säugetier ist das umfassende Thema unserer neuen Fortsetzungsserie, die unter Mitarbeit von Prof. Dr. Dehm, dem Direktor des Instituts für Paläontologie und historische Geologie an der Universität München, zustandekam.

War das erste Leben von fernen Sternen auf die Erde gekommen? Ist es in der Lufthülle der Vorzeit entstanden? Oder stammt es aus den warmen Wassern urweltlicher Ozeane? Niemand kann heute auf diese Fragen mit hundertprozentiger Sicherheit eine Antwort geben.

Halten wir uns an den ersten Fall, der früher häufig diskutiert wurde, so hätten die ersten Lebenskeime einen Segelflug durch den Weltenraum unternommen. Dieser Flug müßte Jahrmillionen gedauert haben, denn Planeten, auf denen Leben entstehen könnte, sind ungeheuer weit von uns entfernt. Dabei würden solche Organismen entweder durch Altersschwäche oder die tödliche Wirkung kosmischer Strahlen umkommen. Mit anderen Worten: Das Leben ist vermutlich auf der Erde selbst entstanden.

Der deutsche Luftfahrtforscher Heinz Haber, der heute als Wissenschaftler bei der amerikanischen Luftwaffe tätig ist, stellte die neue Hypothese auf, daß das erste Leben in den höheren Schichten der Atmosphäre geboren und von dort gewissermaßen auf die Erde „heruntergerieselt" sei. Nach seiner Ansicht findet zur Zeit auf der Venus ein ähnlicher Schöpfungsprozeß statt.

Doch Habers Theorie ist neu und noch zu wenig auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Viel wahrscheinlicher ist, daß das Leben seinen Ursprung im Meer genommen hat. Hierfür gibt es ein sehr starkes indirektes Beweismittel. Jedes organische Wesen, auch der Mensch, trägt das Merkmal seiner Abstammung aus dem Meer in seinem Körper. Das Blutwasser, die sogenannte Lymphe, ist nämlich im wesentlichen Meerwasser. Eine ununterbrochene salzige Spur, von den Gelehrten auch als „physiologische Kochsalzlösung" bezeichnet, führt von den kleinsten Mikroben über Pflanzen und Tiere

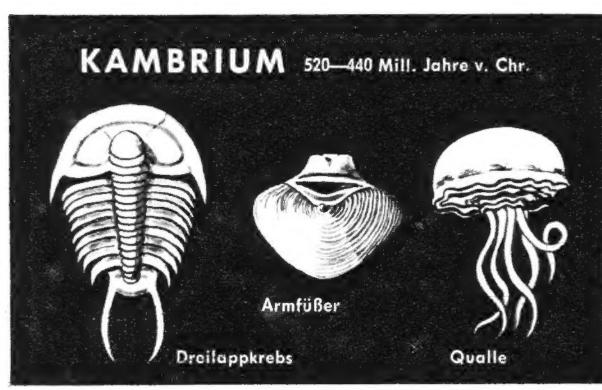


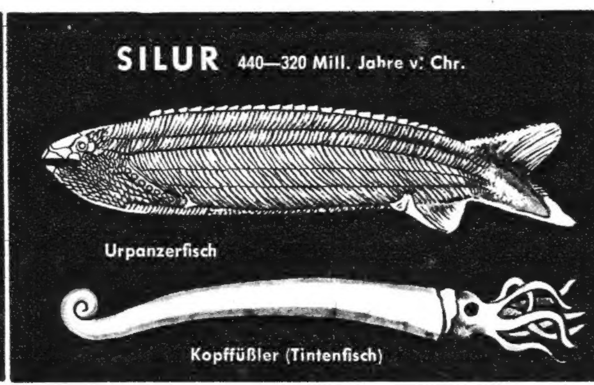
AN DER GRENZE ZUM LEBEN: *Grippeviren im roten Blutkörperchen eines Huhns, in 30 000facher Vergrößerung durch das Siemens-Elektronenmikroskop gesehen. Die Viren sind um den Zellkern deutlich als wollige Fleckchen erkennbar. Foto: Schwab/Wehr*

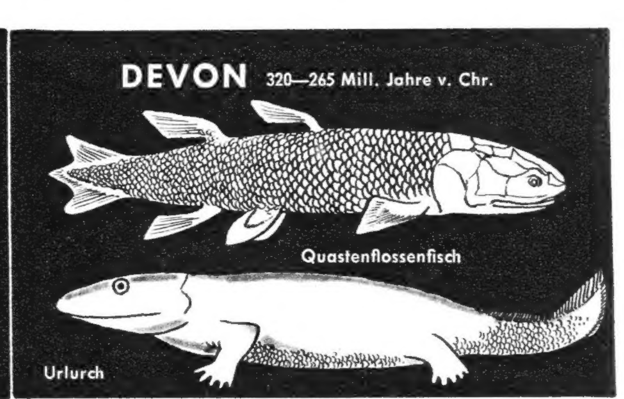
bis zum Herrn der Schöpfung selber. Zapfte man einem Menschen Blutwasser ab, so könnte man darin zum Beispiel Seepferdchen halten. Als Ersatz könnte man ihm dafür das Meerwasser des Seepferdchen-Aquariums einpumpen, und er könnte damit weiterleben.

Die über jede Zufälligkeit hinausgehende Übereinstimmung von Körperflüssigkeit und Meerwasser ist eines der stärksten Zeugnisse für die Ozeangeburt aller irdischen Geschöpfe. Auf welche Weise allerdings die Ozeane der Urzeit den geheimnisvollen Stoff hervorgebracht haben, den die Wissenschaftler Protoplasma nennen und der Träger allen Lebens ist, können wir nicht mehr feststellen. Die warme Sole des Urmeeres enthielt jedoch alle Grundstoffe, aus denen sich Leben aufbauen konnte. Aus Kohlendioxyd, Kalium, Kalzium, Schwefel und Phosphor mögen gewisse organische Substanzen entstanden sein. Unter uns unbekannten Temperatur- und Druckverhältnissen muß einmal der kritische Punkt erreicht worden sein, in dem aus dem Nichtleben Leben, die erste lebendige Zelle geboren wurde.

Die Urzelle des Lebens muß ein Eiweißmolekül gewesen sein. Wir kennen heute solche Eiweißmoleküle, die an der Grenze zwischen Nichtleben und Leben stehen. Es sind die Viren. Sie







PHANTASTISCH AUSSEHENDE DRACHEN *bevölkerten Jahrmillionen hindurch die Erde. Unsere seltsame Strandgesellschaft zeigt rechts an der Küste und hinten im Meer einige Exemplare des Nothosaurus. Dies Reptil sah fast wie ein riesiger Schwan aus, wenn es schwamm, und lebte vor 150 Millionen Jahren, als das sogenannte Muchelkalkmeer Deutschland bedeckte. Links schießt torpedogleich ein Tylosaurus auf der Fischjagd durch das Wasser. Er war ein räubernder Meerdrache, der vor 130 Millionen Jahren im damals ebenfalls überfluteten westlichen Nordamerika lebte. Diese Seereptilien waren ursprünglich Landtiere gewesen, die sich später wieder dem Urelement Wasser zugewandt hatten. Die beiden kleineren Bilder zeigen, wie die Tierwelt das Land aus dem Meer eroberte. Links Lungenfische der Devonzeit kriechen auf ihren Flossen unbeholfen am Strand. Rechts: Frühe Molche als Landpioniere. Aus den Fischflossen sind inzwischen kurze Beine geworden.*

sind uns zumeist als Erreger von Krankheiten bekannt, als Erreger der Pocken, der Grippe, der spinalen Kinderlähmung und der Tollwut. Die Virus-Forschung, die bis jetzt noch immer am Anfang ihrer Entwicklung steht, wird uns vielleicht eines Tages mehr über das große Geheimnis sagen können, wie einer winzigen Anhäufung von Materie Leben eingeflößt wurde.

Auf jeden Fall kam unter vielleicht nie wiederholbaren Umweltbedingungen ein Resultat zustande, das weder die Alchimisten des Mittelalters in ihren Schmelztiegeln noch die modernen Wissenschaftler in ihren Laboratorien erzielen konnten. Man wird am ehesten noch an die Symbolik der Schöpfungsgeschichte erinnert, die berichtet, daß der „Geist Gottes über den Wassern schwebte" und der leblosen Materie den Lebensodem einhauchte.

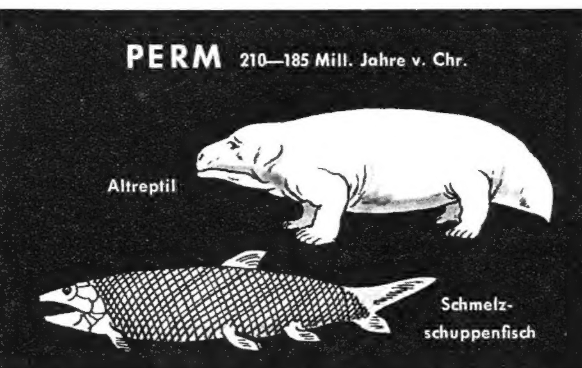
Über das allerälteste Tier- und Pflanzenleben haben Hunderte von Jahrmillionen einen Eisernen Vorhang ausgebreitet, den auch die Wissenschaft nicht mehr vollständig lüften wird. Denn alles, was wir über so weit zurückliegende Epochen wissen, erfahren wir durch Fossilien, durch Versteinerungen, Knochen und Schalen, die ein blinder Zufall erhalten hat. An Hand dieser Erdfunde rekonstruieren die Paläontologen und Geologen Welten, die für menschliche Zeitbegriffe unendlich weit zurückliegen. Die frühesten Spuren gut erkennbarer Tiere, bis zu denen man zurückdringen kann, stammen aus der Zeit vor ungefähr 600 Millionen Jahren. Schon damals müssen Muscheln und Seewürmer in großer Zahl die Meere bevölkert haben. Aber vor ihnen waren schon primitivere tierische und pflanzliche Organismen da. Sie bauten unterirdische Riffe und Erdwälle, die inzwischen alle felsartig versteinert und noch in Kanada und Teilen der USA erhalten sind. Es waren Bewohner eines Meeres, das vor ungefähr 1,2 Milliarden Jahren große Gebiete des heutigen Nordamerika bedeckt hatte.

Aber auch diese Geschöpfe sind noch immer als „späte" Nachkommen der allerältesten Lebewesen zu betrachten. Denn man fand in Amerika Gesteinsarten, die noch eine halbe Milliarde Jahre älter sind und Kohlenstoff enthalten. Dieser Kohlenstoff stammt von den Körpern winziger Lebewesen. Wie sie aussahen, darüber kann die aufgefundene Restmaterie keine Auskunft mehr geben. Das einzige, was sie uns sagen kann, ist, daß bereits vor 1,7 Milliarden Jahren Mikroben in großer Zahl gelebt haben. Und mit dieser letzten Spur verliert sich für unser Auge das Leben in ewigem Dunkel.

Was übrig bleibt, ist die Theorie von der Urzelle. Sie mag ein gallertartiges Tröpfchen gewesen sein, das im Wasser trieb, Nahrung zu sich nahm und wuchs. Von Zeit zu Zeit teilte es sich, und ein zweites Tröpfchen war damit geboren. Unsere heutigen Bakterien zum Beispiel befinden sich noch immer in diesem Entwicklungsstadium und geben uns damit eine ungefähre Vorstellung von den Uranfängen des Lebens.

Wenn ein Mensch in die älteste Urzeit versetzt würde, so hätte er solch niederes Leben, das in Gestalt von Protoplasmatröpfchen durch die Ozeane schwamm, kaum wahrgenommen. Auf dem festen Land fehlte überhaupt jede







Fortsetzung: **Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde**

Riesen-Insekten kommen

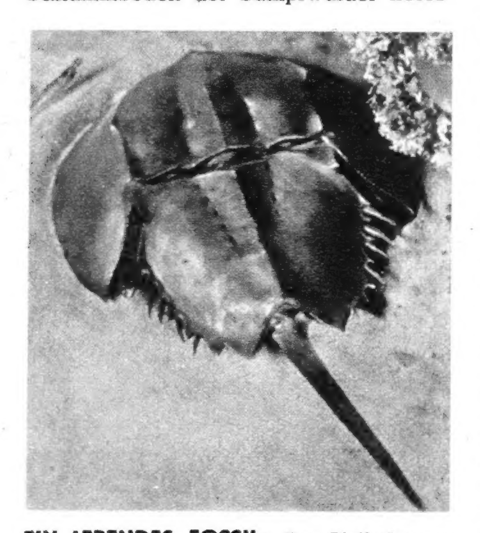
Greuliche, abenteuerliche Gestalten tauchen in den schwülen tropischen Steinkohlenwäldern der Karbonzeit auf: Riesige gefräßige Insekten, vor deren Ausmaßen ihre heute lebenden Nachkommen wie Liliputaner wirken. In den Steinkohlengruben an der Saar fand man Überbleibsel mancher Exemplare, deren Flügelspannweite einen halben Meter betrug. Aber auch diese Riesen wurden durch Libellenarten übertroffen, deren ausgebreitete Flügel einen dreiviertel Meter (= Größe einer kleinen Gans) erreichten.

Daneben wälzten sich auf dem Schlammboden der Sumpfwälder kolossale Tausendfüßler, die zwischen einem und drei Metern lang waren. Vor den Freßwerkzeugen dieser Ungeheuer waren selbst kleinere Lurche ihres Lebens nicht sicher. Angst und Schrecken muß sich im Wald überall verbreitet haben, wo diese Bestien hinkrochen. Das Bild der Giganten wird durch Riesenkrebse vervollständigt, die ähnliche Ausmaße erreichten und auf dem Grund der Meere hausten.

Die Riesenlibellen besaßen besonders gut ausgebildete kauende Freßwerkzeuge. Sie müssen in der seltsam fremdartigen Landschaft jener Erdentage zwischen Riesenschachtelhalmen und bizarren Siegelbäumen sich als gefürchtete Räuber immer auf der Suche nach Futter herumgetrieben haben. Die Jugendformen entwickelten sie im Wasser wie heute die Eintagsfliegen. Zum Unterschied zu den Urenkeln der Gegenwart machten jene Insekten noch nicht das Larven- und Puppenstadium durch.

Obwohl die Insekten damals einen Gipfelpunkt ihrer Entwicklung erreicht hatten, ist die Zahl ihrer Arten, verglichen mit dem Formenreichtum der Jetztzeit, begrenzt gewesen. Es gab noch keine bunten Schmetterlinge, auch keine Käfer. Es existierten aber schon Heuschrecken und die Urschabe, die übrigens nicht nur zur Stammutter unserer Schaben, sondern auch der Ameisen, Wespen und Bienen wurde. Im Bilde der damaligen Landschaft fehlte das idyllische Zusammenspiel zwischen Blütenpflanzen und befruchtenden Insekten. Die Kerbtiere des Karbons waren einzig und allein wilde Räuber.

Diese frühen Insekten bezeichnen aber einen entscheidenden Einschnitt in der Entwicklung des Lebens: Sie waren die ersten, die sich den Luftraum eroberten.



EIN LEBENDES FOSSIL: *Der Pfeilschwanzkrebs, der eine Länge von fast einem Meter erreicht, ist ein Zeuge des Erdaltertums. Er ist ein Verwandter des Dreilappkrebses, der bereits vor 600 Millionen Jahren lebte.*

Fortsetzung von Seite 5

Spur von Leben. Es bot mit seinen zerklüfteten granitenen und lavaähnlichen Gesteinsmassen einen trostlosen Anblick. Vielleicht zeigte in den Nächten ab und zu ein weithin geröteter Himmel ein prächtiges Schauspiel. Aber wenn ein neuer Erdentag heraufzog, dann präsentierte sich dem Auge wieder die gleiche nackte Einöde. Es gab keinen Baum, keinen Strauch, kein Gras, kein Moos. Keine Grille zirpte, kein Vogel sang, kein Tier schrie. Die vielfältige Melodie des Lebens war noch nicht erklungen.

Hätte der einsame Mensch eine Wasserprobe genommen, um sie unter dem Mikroskop zu betrachten, so würde er das einzige Leben gesehen haben, das es gab: Protoplasma-Klümpchen, Einzeller, Aufgußtierchen, ähnlich wie sie heute noch unsere Gewässer bevölkern. Doch bevor der Mensch mit seinem Studium fertig wäre, würde er zu seinem Schrecken feststellen, daß er dem Hungertod verfallen wäre. Aufbaustoffe, wie sie der menschliche Körper braucht, waren damals noch nicht vorhanden.

Der eiserne Vorhang, der über der Urzeit liegt, fällt erst mit dem Erdzeitalter des Kambrium. Hier finden wir plötzlich eine Unzahl von Fossilien. Allein in Nordamerika sind 1200 verschiedene Arten aus diesem Zeitabschnitt registriert worden. Wir verdanken die erhaltenen Überreste der Tatsache, daß sich eine Reihe von Meerestieren Panzer zugelegt hatten, die zum Teil der Zerstörung trotzten. Neben Muschelschwämmen, schneckenartigen Geschöpfen, Meereswürmern, gegliederten Tieren, hornschaligen Armfüßlern und Quallen, beherrschte das krebsartige Geschlecht der Trilobiten oder Dreilappkrebse die Erde.

Diese Dreilappkrebse traten in ungeheuren Massen und in allen Formen auf. Sie hatten, wenn man so will, den Zug zum Genialen. Einer ihrer nächsten Verwandten, der sogenannte Pfeilschwanzkrebs oder Limulus, war der erste Pionier, der sich an Land wagte. Er schlug in dieser Hinsicht die Rekorde aller anderen Geschöpfe. Ganz heimisch fühlte sich dieser Pfeilschwanzkrebs allerdings außerhalb des Wassers nie. Er führte ein sonderbares Leben, halb im Wasser und am feuchten Strand.

Verwandte von ihm leben heute noch im Küstenschlamm der amerikanischen Ostküste, Kaliforniens und des indonesischen Archipels. Diese heutigen Pfeilschwanzkrebse verkörpern noch ein uraltes Erbe der Kambriumzeit. In ihrer Jugend haben sie eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem alten Dreilappkrebs. Der Schwanzstachel, von dem sich ihr Name herleitet, liefert den Eingeborenen in Indonesien ausgezeichnete Lanzenspitzen. Der amerikanische Limulus wird hingegen von den praktischen Amerikanern industriell verwertet. Er wird zu Hunderttausenden an der Ostküste der USA „abgeerntet", getrocknet und in einer modernen Fabrik in Delaware zu „Fischmehl" zermahlen, das ein ausgezeichnetes Düngemittel abgibt und unter der Bezeichnung „Cancerine" verkauft wird. Für den Wissenschaftler ist er aber ein Schlüssel, der ein Rätsel der Vorzeit lösen kann. In gewisser Hinsicht kann man es als wahres Wunder bezeichnen, daß in unmittelbarer Nähe der Wolkenkratzer New Yorks ein Wesen üppig gedeiht, das man als das älteste „lebende Fossil" ansprechen kann.

Das Meeresleben nahm im darauffolgenden Zeitalter des Silur an Reichtum zu. Vor allem traten sehr viel kalkausscheidende Tiere auf. Die Korallen bauten ihre Riffe. Urschnecken, Tintenfische, Kopffüßler aller Arten, Seelilien, Schwämme und borstige Ringelwürmer entfalteten sich in den Ozeanen. Vermutlich haben auch skorpionhafte Urwesen manchen Küstenstreifen zu besiedeln versucht. Wahrscheinlich haben sich auch erste Pflanzen, und zwar Algen, aus dem Wasser herausgewagt.

Aber der eigentliche Lebensraum war noch immer der Ozean. Die Hartteile der damaligen kalkausscheidenden Wassertiere sanken nach ihrem Absterben auf den Meeresboden. Aus solchen Tierfriedhöfen bildete sich Meeresschlamm. Wo sich dieser Schlamm mit

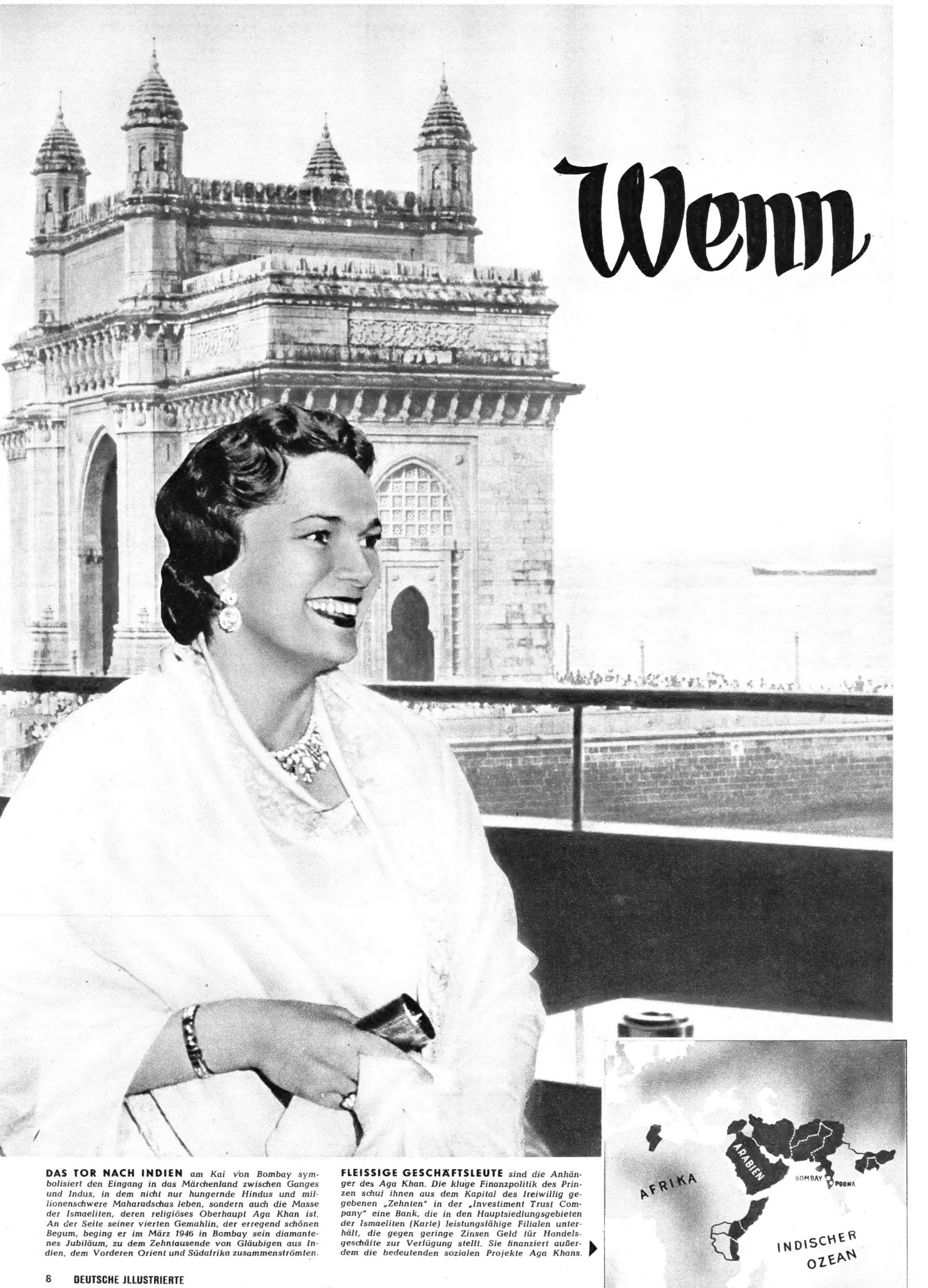
Fortsetzung auf Seite 34

LEBEN IM STEINKOHLENWALD *vor 230 Millionen Jahren. Riesige Farngewächse und Siegelbäume, die wie umgekehrte Besen aussehen, geben ihm das Gepräge. Gigantische Libellen schweben über dem Wasser. Rechts frißt ein ungeheurer Tausendfüßler einen Lurch. Unten links eine Urschabe.*

ZEICHNUNGEN: BIBOW



Wenn



DAS TOR NACH INDIEN *am Kai von Bombay symbolisiert den Eingang in das Märchenland zwischen Ganges und Indus, in dem nicht nur hungernde Hindus und millionenschwere Maharadschas leben, sondern auch die Masse der Ismaeliten, deren religiöses Oberhaupt Aga Khan ist. An der Seite seiner vierten Gemahlin, der erregend schönen Begum, beging er im März 1946 in Bombay sein diamantenes Jubiläum, zu dem Zehntausende von Gläubigen aus Indien, dem Vorderen Orient und Südafrika zusammenströmten.*

FLEISSIGE GESCHÄFTSLEUTE *sind die Anhänger des Aga Khan. Die kluge Finanzpolitik des Prinzen schuf ihnen aus dem Kapital des freiwillig gegebenen „Zehnten" in der „Investiment Trust Company" eine Bank, die in den Hauptsiedlungsgebieten der Ismaeliten (Karte) leistungsfähige Filialen unterhält, die gegen geringe Zinsen Geld für Handelsgeschäfte zur Verfügung stellt. Sie finanziert außerdem die bedeutenden sozialen Projekte Aga Khans.* ▶

Die Herrin von Yakimour und ihr AGA KHAN

die Begum lächelt

Nach Erzählungen ihrer besten Freundin, Contessa Pavoncelli, und von Menschen aus nächster Nähe des Prinzenpaares

An der Seite des von den Ismaeliten als Gott verehrten Aga Kahn lebt in der paradiesischen Landschaft der Côte d'Azur eine betörend schöne Frau — die Begum. Ihr Dasein übersonnt nicht nur den Lebensabend des greisen Prinzen, sondern ist auch für alle Armen und Kranken Begriff echter Wohltätigkeit. Darüber hinaus huldigt die exklusive Gesellschaft an der französischen Riviera dem Charme, der Schönheit und der Klugheit dieser ungewöhnlichen Erscheinung. Yvette Labrousse war schon, lange bevor sie die Begum wurde, eine vertraute Freundin des Aga Khan. Sie begleitete ihn im Frühsommer 1940 in die Einsamkeit der Emigration. Auf der Fahrt in die Schweiz bat der Prinz die elegante Südfranzösin, seine Frau zu werden. Das „Hotel des Bergues" in Genf wurde zur ersten Station der Flucht vor dem Krieg. Hier, so schloß die letzte Folge, dachte Aga Khan an seine Tätigkeit beim Völkerbund zurück, während sich Yvette Labrousse in ihrem Appartement an ihre Jugendzeit erinnert und besonders auch an jenes Jahr, in dem sie — knapp über zwanzig Jahre alt — in Lyon ihren eigenen Modesalon eröffnen konnte...

DRITTE FOLGE

Die blaue Dämmerung des Frühsommerabends legt sich wie ein zarter Schleier über die ruhende Frau auf dem Diwan. Ganz gedämpft nur vernimmt sie den raunenden Lärm des großen Hotels.

Wie eigenartig sich doch Lebenskreise überschneiden können, denkt Yvette Labrousse. Zur gleichen Zeit, als ich meinen kleinen Modesalon in Lyon eröffete, heiratete Aga Khan in Aix-les-Bains die Hotelierstochter Andrée Carron. Keiner von uns dreien hat damals etwas vom anderen gewußt. Und jetzt?

Mit einem Ruck richtet sich Yvette vom Diwan auf.

Jetzt sind wir in eine Wirrnis verstrickt, aus der wir noch keinen Ausweg gefunden haben!

Yvette greift nach dem kleinen Brokattäschchen, fährt sich vor dem Spiegel noch einmal mit der Puderquaste über das Gesicht, löscht das Licht und tritt auf den breiten, teppichbelegten Flur hinaus. Der Lift bringt sie hinunter ins Restaurant des „Hotel des Bergues", wo der Prinz schon, im festlich-feierlichen Schwarz seines Smokings, auf sie wartet.

Yvettes Stimmung ist zwiespältig. Halb glücklich, halb niedergeschlagen. In ihrem Kopf brummt unaufhörlich ein kleiner, surrender Kreisel die Frage: Wie soll das alles werden?

Der „Prinz ohne Sitzfleisch"

Jahre der Ungewißheit folgen diesem Frühsommerabend 1940 in Genf.

Einem Eiland der Ruhe und des Friedens gleich liegt die Schweiz inmitten des aufgestörten Europas. Mit Bangen und Skepsis verfolgen die Schwyzer den Krieg, der unerbittlich, nur seinem eigenen grausamen Gesetz verhaftet, über die Erde rollt.

Prinz Aga Khan, dem immer reiselustigen und lebefreudigen Grandseigneur, sind die Tore der Welt verschlossen. Weder sein Geld noch sein Diplomatenpaß geben ihm die Chance, jene Stätten an den schönsten Flecken der Erde aufzusuchen, in denen er seit der Jahrhundertwende ein stets gern gesehener Gast war. Den Lebenshunger des alternden Mannes vermögen die braven Schweizer Kurorte nicht zu sättigen. Ruhelos treibt es Aga Khan, den seine Freunde scherzhaft den „Prinz ohne Sitzfleisch" nennen, durch die Kantone seines neutralen Exils. Er taucht in Lausanne auf und in Lugano, in Interlaken und Davos. Wie ein Magnet aber zieht ihn immer wieder die schöne, schwarzhaarige Frau nach Genf zurück.

Unter den Platanen und Akazien der großen Stadt am See hat Yvette Labrousse manchmal das Gefühl, daß ihr Leben einem schmalen Rinnsal ähnlich im Ungewissen versickert.

Sie hat nach monatelanger Überlegung dem Prinzen ihr Jawort gegeben. „Ihre Schönheit, Ihre Klugheit und Ihre Heiterkeit werden den Herbst meines Lebens versüßen", hatte ihr Aga Khan schwärmerisch versichert, als sie ihm endlich die Frage beantwortete, die er ihr am Fluchttage zwischen Grenoble und St. Julien gestellt hatte.

Aber war dieses Jawort nicht von bloßem abstraktem Wert? Noch rangen die Advokaten Aga Khans und der Prinzessin Andrée um die Bedingungen der Scheidung. Noch war der lebende Gott, der Imam der Ismaeliten, nicht frei, um seine vierte Ehe zu schließen.

Es wird 1942 und 1943. Das Fanal von Stalingrad hat den Siegeswillen der Alliierten gestärkt. In Casablanca proklamieren Roosevelt und Churchill die „unconditional surrender" — die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation der Achsenmächte.

Was Allah will, geschieht ...

Der britische Staatsbürger Aga Khan, mittlerweile 65 Jahre alt geworden, lebt am Rande der großen Erschütterung dahin. Zuweilen wundern sich die Menschen, die ihm auf dem Golfplatz oder auf der Seepromenade begegnen, über seinen Gleichmut. Macht das millionenfache Unglück der Völker nicht auch sein Herz zittern? Aga Khan lächelt sein rätselhaftes, orientalisches Lächeln. Die Weisheit Mohammeds liegt zwischen ihm und den Katastrophen dieser Welt: Was Allah will, wird geschehen ...

Jeden Freitag mittag wendet der Prinz, wo immer er auch sein mag, sein Gesicht gen Mekka und versinkt eine volle Stunde im Gebet.

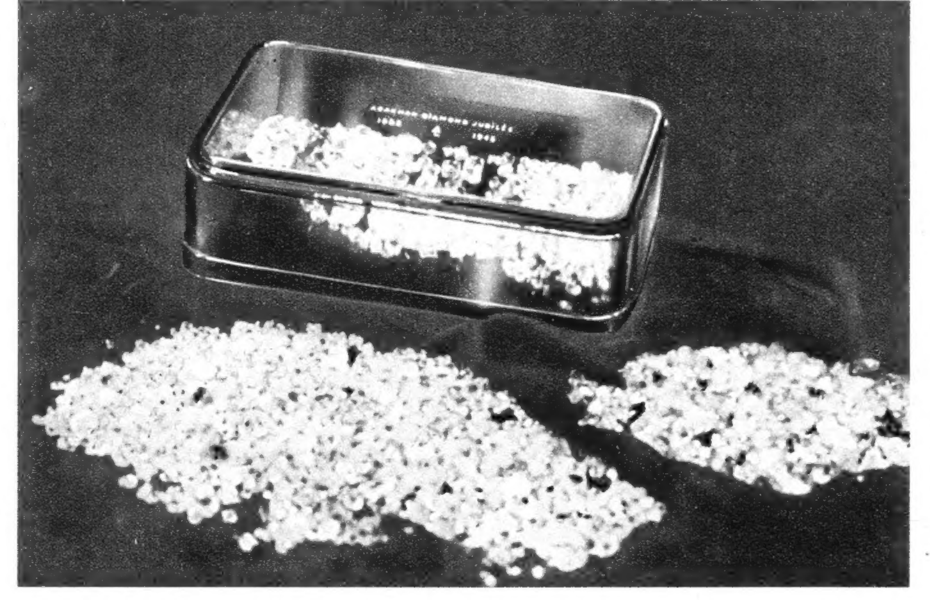
Für Yvette ist das zunächst unbegreiflich. Welch ein Widerspruch! empört sie

Fortsetzung auf Seite 32





DEN PALAST SEINER VÄTER *am Rand der heutigen pakistanischen Hauptstadt Karachi besucht Aga Khan jedesmal, wenn er in Indien weilt. Ein riesiges Schild (rechts) auf der breiten Überlandstraße warnt ungebetene Besucher, das Schloß des Prinzen zu betreten. Alle Fotos: Stéphane Richter*



DAS LONDONER DIAMANT-SYNDIKAT *stellte aus seinen schwer bewachten und gesicherten Tresors dem Aga Khan mehr als zwei Zentner Diamanten in gläsernen Schreinen zur Verfügung, die Ende Februar mit H.M.S. „Derbyshire" nach Basra gebracht und von dort nach Bombay geflogen wurden, um Aga Khan zu seinem 60. Jubiläum in Diamanten aufzuwiegen. Eine besondere Schutzgarde begleitete den Millionenschatz.*



WELTMEISTER IM EISHOCKEY wurde Schwedens Mannschaft, nachdem das tschechische Team, das einzige, das noch Aussicht hatte, die Schweden zu schlagen, nach Prag zurückbeordert worden war. Kurz nach dem Tode des tschechischen Staatspräsidenten Gottwald, der Stalin überraschend schnell nachfolgte, war der Befehl bereits in Zürich. Schweden gewann das Rückspiel gegen Deutschland 12:2.

Deutsche Jllustrierte

WOCHENSCHAU



SCHWERBESTÜCKT war der Zerstörer „Galeb", das erste jugoslawische Kriegsschiff, das bisher Englands Themsemündung anlief. An Bord auf der Kommandobrücke: Staatschef Tito (Pfeil). Er verließ damit sein Land zum erstenmal seit 1947. Der Herzog von Edinburgh, in neuer Admiralsuniform, empfing Tito auf dem Westminster Pier (links).



KARL MARX gedachten führende Vertreter der deutschen Sozialdemokratie und der Sozialistischen Internationalen anläßlich seines 70. Todestages in Trier. Auch SPD-Vorsitzender Erich Ollenhauer sprach in Marx' Geburtshaus zu den Gästen aus allen Teilen der Welt, unter denen sich auch Lenins ehemalige Sekretärin, Angelica Balabanoff, befand.



PRINZESSIN NARRIMAN SCHWEIGT zu den Gerüchten, nach denen sie sich angeblich nun doch von Ex-König Faruk trennen will. Sie landete zum zweitenmal nach ihrem Abschied von Ägypten in Zürich. Diesmal in Begleitung ihrer Mutter, Sila Sadek, die in Genf der Presse gegenüber ihrer Hoffnung Ausdruck gab, von der ägyptischen Regierung die Genehmigung zur Wiedereinreise ihrer Tochter nach Ägypten zu erhalten. Über die Hintergründe der mütterlichen Akivität wurde bisher noch nichts bekannt



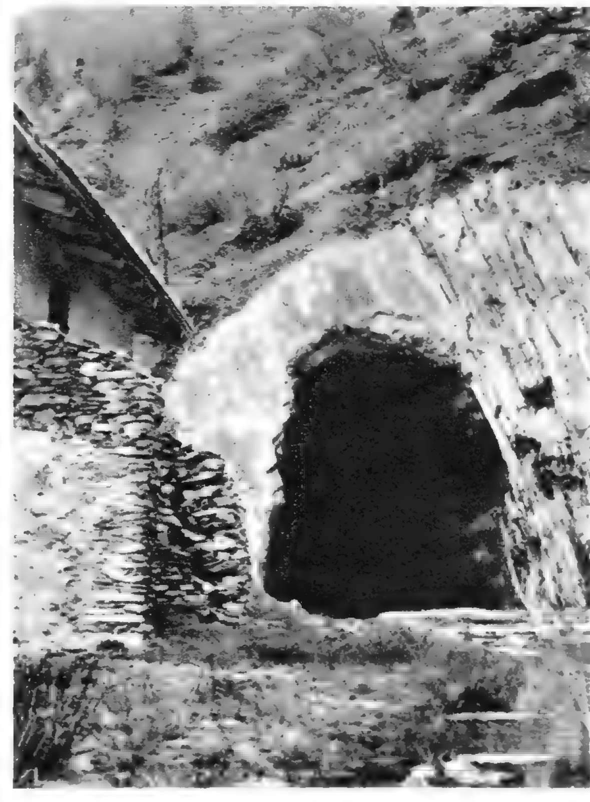
PRINZ LOUIS FERDINAND von Preußen begleitete den Bariton Caspar Bröcheler und die Sopranistin Lieselotte Thomamüller am Flügel: Probeaufnahmen für eine Langspielplatte, auf der nur eigene Kompositionen des Prinzen zu hören sein werden. Der Chef des Hohenzollernhauses tritt zum erstenmal als Komponist an die Öffentlichkeit.



ELIZABETH TAYLOR stellte sich den Fotografen: Ihr Stammhalter, Michael Howard, ist schon zwei Monate alt. Elizabeth ist mit dem britischen Schauspieler Michael Wilding verheiratet. Sie wird in Kürze wieder filmen. Michael muß sich bereits jetzt an die Kinderschwester gewöhnen. F.: AP

Tunnel durch den Mont Blanc

Ein alter Lieblingsplan der Ingenieure soll Wirklichkeit werden: der Tunnel unter dem Montblanc. Mit 14 Kilometern Länge und 9 Metern Breite wird er die Verkehrswege zwischen Frankreich und Italien beträchtlich verkürzen. Die Italiener fingen schon 1946 damit an. Dann blieb die Arbeit stecken. Grund: Die Finanzminister konnten sich über die Finanzierung nicht einigen. Jetzt ist das Geld endlich da! 175 Millionen Mark kostet das neueste europäische Projekt. Daran arbeiten werden 500 Bergleute aus Italien und 500 aus Frankreich. In etwa drei Jahren werden sie sich schätzungsweise ungefähr in der Mitte treffen. Wenn die Finanzminister bis dahin bei der Stange bleiben.



DAS TOR NACH FRANKREICH *soll von Italien aus hier unter dem 4800 m hohen Montblanc hindurchführen. Die Italiener haben bei der Stadt Entreves bereits vor sieben Jahren mit der Arbeit begonnen. Kurz vor dem französischen Ort Chamonix soll der Tunnel im Jahre 1956 enden. Die Idee zu diesem Tunnel-Projekt stammt von dem Turiner Ingenieur Lora Tutino. Fotos: Farabola/Graziani*

Oelfieber

scheint Jemen ergriffen zu haben. Vizekönig Prinz Seif, der mit seinem malerischen Gefolge nach Deutschland kam, um Handelsbesprechungen zu führen, läßt sich die neuesten Schürfmethoden im Emsland vorführen. Die arabischen Gäste, die unter den unromantischen Bohrtürmen wie Gestalten aus 1001 Nacht wirken, hatten sichtlich Gefallen an den Erdfontänen. Jemen, noch immer eines der abgeschlossensten Länder der Welt, soll flüssiges Gold besitzen. Will das Land aus 1001 Nacht mit deutscher Hilfe daraus harte Dollars schlagen? Fotos: Lagemann







Ich war

von **Jlja Molin**, ehemaliger Oberstleutnant des Staatssicherheitsdienstes, Leiter der Operationsgruppe III bei der Sicherheits-Abteilung des persönlichen Sekretariats Stalins:

DIE STIMME SEINES HERRN: *Auf dem 19. Parteikongreß im Oktober 1952, dem letzten, den Stalin noch erleben sollte, hielt Malenkow an Stelle des Roten Zaren das grundlegende Referat, das die politische Linie des Weltbolschewismus festlegte. Damit gab Stalin seiner Partei und der Welt zu verstehen, daß Malenkow der von ihm bestimmte Kronprinz und Nachfolger sein dürfte.*

Seit Stalins Tod bewegt Millionen Menschen diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs die eine große Frage: Wird Malenkow Krieg oder Frieden wählen? Der Rote Kronprinz — als solcher galt Malenkow bereits seit Jahren in der Sowjetaristokratie — hat ohne Widerstand die Nachfolge seines großen Lehrmeisters Stalin angetreten. Die Eingeweihten wissen, daß der verstorbene Diktator diesen gebürtigen Kosaken persönlich auf das höchste Amt vorbereitet hat, das der Weltbolschewismus zu vergeben hat. Von Malenkow weiß man auch, daß er die westliche Welt aus tiefster Überzeugung haßt. Sein unverrückbares Ziel ist es, die Idee der Weltrevolution bedingungslos zu verwirklichen. Malenkow hat 1950 den Krieg in Korea entfesselt. Malenkow hat mit dem Moskauer Ärzteprozeß die neue Judenverfolgung hinter dem Eisernen Vorhang eingeleitet. Die westliche Welt hat nicht den geringsten Anlaß, Stalin II. mit mehr Vertrauen als Stalin I. entgegenzukommen. Vage Hoffnungen, daß die Kommunistenführer einen Diadochenkampf um die Nachfolgeschaft unter sich führen würden, haben sich nicht erfüllt. Malenkow verfügt auch über einen eigenen Sicherheitsapparat mit Sonderregimentern und Operationsgruppen, der in der Lage ist, jeden Widerstand im Keim zu ersticken. Der Verfasser unseres Berichtes stand als Leiter einer solchen Operationsgruppe jahrelang in engster Verbindung mit Malenkow. Aus seinen Worten spricht die persönliche Erfahrung, die ein ehemaliger hoher Funktionär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion mit dem neuen Führer des Weltkommunismus gemacht hat.

Am 12. Oktober 1939, es war kurz vor Mittag, saß ich Oberst Pjotr Kusowlew, dem Kommandeur der I. Moskauer WZIK-Agentenschule in der Kirowstraße, in seinem Arbeitszimmer gegenüber. Ich berichtete ihm von dem Verhör, dem ich Iwan Serow in Malenkows Anwesenheit in der Lubjanka unterworfen war. Plötzlich wurde mir durch eine Ordonnanz eine telefonische Anweisung aus dem Sekretariat Georgij Malenkows überbracht. Sie lautete:

„Genosse Malenkow wünscht den Genossen Molin unverzüglich zu sprechen. Die Unterredung findet im Büro des Genossen Malenkow im Gebäude des ZK in der Stretinka-Straße statt."

Von den Kremltürmen wehten die Stundenschläge herüber, als ich, von Kusowlew begleitet, das Gebäude des ZK der Partei betrat. Ich war davon überzeugt, daß mich nichts Angenehmes erwarten würde. Ich hatte Angst.

Ehe ich überhaupt noch dem wachhabenden Offizier meine Papiere vorgewiesen hatte, kam der Genosse Rjasanow auf mich zu, dem ich vor Jahresfrist meine erste Begegnung mit Malenkow zu verdanken hatte.

„Fahren Sie gleich hinauf, Genosse Molin", sagte er. „Da Sie ja seit einem Jahre in diesem Hause aus- und eingehen, als ob Sie bei dem Genossen Malenkow zu Hause wären, kennen Sie ja den Weg."

Kusowlew, den ich gebeten hatte, er möge mich begleiten für den Fall, daß ich mich Malenkow gegenüber neuerdings zu rechtfertigen hätte, wurde von den Posten des ZK zurückgehalten: Er war nicht angemeldet.

„Beeilen Sie sich", rief Rjasanow mir zu. „Man hat schon einige Male nach Ihnen gefragt. Inzwischen werde ich im Sekretariat des Genossen Malenkow nachfragen, was mit Kusowlew geschehen soll."

Ich hatte Angst, als ich die Kabine des Lifts betrat. Kaum hatte ich den Druckknopf-Mechanismus berührt, als ich auch schon durch die unvermittelt einsetzende Beschleunigung des Fahrstuhls jenen vom Zwerchfell aufsteigenden Druck auf Herz und Lunge zu spüren bekam, der mich taumeln ließ.

Die nicht unbegründete Furcht vor der endgültigen Entscheidung Malenkows, die mir aller Wahrscheinlichkeit nach in seinem Arbeitszimmer bevorstand, steigerte sich im Lift beinahe zu auswegloser Verzweiflung.

Als ich, ein dumpf und rasend pochendes Herzklopfen im Ohr, Malenkows Arbeitszimmer betrat und die korkgefütterte Doppeltüre hinter mir schloß, sah ich Malenkow vor seinem großen mit Papier und Akten überladenen Schreibtisch stehen.

Auf seinem Gesicht, das er mir im Augenblick des Eintretens schon zugewandt hatte, glaubte ich sekundenlang eine völlig fühllose eisige Nüchternheit wahrzunehmen; sie schien mir nichts Gutes zu verheißen.

Malenkows Vertrauter

Ich trat zögernd auf den Schreibtisch zu, vor dem Iwan Serow und ein junger, mir jedoch unbekannter Offizier stand; der Eindruck, Malenkow habe mich zwar gesehen, dessen ungeachtet einer tiefen Nachdenklichkeit wegen „übersehen", war dringend.

So stand ich, scheinbar unbeachtet, reglos abwartend vor Malenkows Schreibtisch.

„Genosse Malenkow", sagte Serow, „darf ich Sie auf den Genossen Molin aufmerksam machen?"

Malenkow, der sich nicht umsonst den Beinamen Truthahn im Politbüro erworben hatte, erteilte Serow eine empörte, schonungslose Zurückweisung:

„Genosse Serow, ich habe Ihnen wohl kaum bisher Anlaß zu der Vermutung gegeben, ein Träumer zu sein, den man mit der Nase auf die Wirklichkeit stoßen muß!"

Als Serow schließlich seine rechte Hand ein wenig hob, gleichsam um den Versuch einer Entschuldigung nur anzudeuten, bemerkte ich, daß ein flackerndes Zittern seine Hand überspielte. Ich fand es tröstlich, zu wissen, daß Serow, vor dem seit einem Jahrzehnt Zehntausende von wehrlosen Menschen in ihrer Todesangst gezittert hatten, schon einer voreiligen und ungeschickten Antwort halber vor Malenkow zitterte.

Serow versuchte, eine Entschuldigung anzubringen. Aber Malenkow schnitt ihm, sich aufgeregt mit der Linken über das Haar streifend, das Wort ab; ja er gebot Serow sogar mit jener ruckhaften, für ihn jedoch charakteristischen Handbewegung: Die rechte Hand aus der Achselhöhle ruckhaft an der Hüfte vorbei nach rückwärts führend — überhaupt zu schweigen.

Als mich Malenkow überhaupt nicht mehr aus seinen, in unerbittlicher Starre gerichteten Augen ließ, da wurde mir Angst. Ich dachte: Das ist das Ende. Er wird seine Entscheidung, die er vor zwei Tagen in der Lubjanka gefällt hat, nämlich: Alles beim alten zu lassen, heute sicher wieder zurücknehmen.

„Genosse Molin", fragte Malenkow mich schließlich, leise, aber in einem alarmierenden Tonfall, „wer hat Sie geheißen, den Genossen Kusowlew hierher zu bringen, was soll denn dieser Mann hier?"

„Weil er Sie unter Umständen rechtfertigen könnte?" sagte Malenkow, meine Antwort mit bösartiger Gereiztheit wiederholend. „Was kann denn dieser Mann überhaupt sagen?" fragte er mich.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Er mag dazu taugen, seine Schule zu leiten, aber zu mehr taugt er nicht. Kusowlew mag Parteimitglied und Kinderfreund sein. Aber er gehört nicht zu uns. Er gehört weder einer Operationsgruppe an, noch war er je als Sonderbeauftragter eingesetzt."

Malenkow sah mir aus halbgeschlossenen Lidern für eine Weile unverwandt in die Augen. „Was will er denn über Sie sagen, dieser Kusowlew?"

Malenkow hob den linken Arm, machte eine lockere Faust und schlug sich damit, recht eigentlich nur rhetorisch interpunktierend, ein paarmal auf die Brust: „Genosse Molin, wir entscheiden über das, was geschieht, Sie dürften das schon bemerkt haben. Leute von der Art dieses Kusowlew haben keine Ahnung von dem, was hier in diesem Hause, nicht aber in den Bibliotheken und Theatern entschieden wird, in denen noch nie etwas entschieden worden ist."

Malenkow setzte sich. „Wir haben in den vergangenen zwei Tagen unsere eigenen Nachforschungen betrieben", sagte er. Aus einem kurzen, instruierenden Blick, den er auf den jungen, mir noch unbekannten Offizier warf, entnahm ich, daß diesem wohl die Recherchen übertragen worden waren.

„Genosse Molin", fuhr Malenkow sich hinter seinem Schreibtisch aufsetzend fort, „ich mache Sie hier mit dem Genossen Bulanow bekannt."

Der junge Offizier trat auf mich zu. Er reichte mir die Hand. Ein Lächeln, das er versuchte, mißlang ihm.

„Genosse Bulanow", sagte Malenkow mit einer sonst selten einem seiner Mitarbeiter erwiesenen Achtung, „mein Freund, der Genosse Gorkin, wird Sie beraten, wo Sie Ihren Urlaub am angenehmsten verbringen können. Erholen Sie sich, Sie wissen, nach Ihrer Rückkehr erwartet Sie harte Arbeit."

Bulanow lächelte, ehe er sich mit dem militärischen Gruß verabschiedete. Eine unechte, berechnend gespielte Servilität beherrschte seine Gesten.

Als Bulanow die Doppeltüre hinter sich geschlossen hatte, fügte Malenkow, gleichsam die Person des jungen Offiziers erläuternd, noch hinzu: „Ein hervorragender Mann. Für seine Arbeit ist es von großem Nutzen, sich ausschließlich von den Gesetzen unbestechlicher Logik leiten zu lassen. In einem revolutionären Staat gilt nur die logische Konsequenz. Die schönen Gefühle bewirken eine den revolutionären Staat zersetzende Krankheit."

Die schwarze Locke aus der Stirn streifend, ließ er sich mit dem Oberkörper auf die verschränkten Arme gestützt auf dem Schreibtisch nach vorne gleiten. Als ich seine fleischigen, stark durchbluteten, enormen Babyhände sah, mußte ich an eine sich vor dem Sprunge zusammenkrümmende Raubkatze denken. Diese Hände waren geradezu dafür geschaffen, nach Raubtierart zu schlagen.

„Sie sind nicht ganz gesund, Genosse Molin?" Mit jener raschen, gleichsam fortschleudernden Bewegung machte er meinen Erläuterungen ein Ende.

„Ich habe Ihre ärztlichen Protokolle studiert."

Er starrte mich wiederum aus halbzusammengekniffenen, mich wie einen Gegenstand abtastenden Blicken an; er tat dies für eine Ewigkeit von zehn Minuten, ohne seinerseits überhaupt ein Augenlid zu rühren.



AUF DEN SCHULTERN SEINER GETREUEN *wurde der tote Stalin am 9. März aus dem Gewerkschaftspalast in Mokau getragen, um an der Seite Lenins auf dem Roten Platz beigesetzt zu werden. Unser Bild zeigt von links nach rechts: Schwernik, Kaganowitsch, Bulganin, Molotow, Wassilij Stalin, Sohn des Diktators, Malenkow und ganz rechts Berija.*



IM LENIN-MAUSOLEUM VOR DEN MAUERN DES KREML *fanden die sterblichen Überreste Stalins neben Lenin eine vorläufige Ruhestätte. Später soll ein „Pantheon" für die Reliquien der Diktatoren errichtet werden. Lenin und Stalin sind zwar tot, ihr Geist ist aber lebendig. Er bedeutet noch immer Tod und Schrecken für Millionen. Fotos: AP, Archiv*

Mein Onkel Joseph Stalin

DIE WASSILIJ-KATHEDRALE *in Moskau, auf die man aus den Fenstern der Wohnung Stalins blicken konnte, gab nach dem Wunsche Nadeschas, der zweiten Frau Stalins, seinem Lieblingssohn den Namen: Wassilij.*



von Budu Swanidze, dem Neffen des Diktators

Budu Swanidze ist sowohl väterlicherseits als auch über die Familie seiner Mutter mit Stalin verwandt. Als einer der wenigen Menschen außerhalb der allerhöchsten Kreml-Kreise hatte er ständig Zugang zur Wohnung und zu den Landhäusern des Roten Zaren, der in der Gesellschaft Swanidzes oft und gern an die Tage seiner Jugend in Georgien zurückdachte. Vom Blickpunkt eines nahen Familienangehörigen hatte Budu Swanidze so Gelegenheit, den Diktator in völlig gelöster, privater Atmosphäre zu beobachten. Und er sah ihn nicht als den allmächtigen, kaltherzigen und unmenschlichen Herrscher über mehr als 150 Millionen unterdrückte Menschen, sondern als beinahe spießbürgerlichen und an „bourgoise" Konventionen gefesselten Familienvater. Swanidzes Bericht, der ein einwandfreies Bild des Stalinschen Privatlebens vermittelt, wird dadurch zu einem menschlichen Dokument von historischer Bedeutung.

ZWEITE FOLGE



BEISSENDEN SPOTT *lud Stalin bei privaten Mahlzeiten auf seinen Gefolgsmann Molotow ab. Besondere Zielscheibe seines verletzenden Witzes war Molotows Steckenpferd, bei Konferenzen Schach ohne Brett zu spielen, indem er nur Zettel, auf denen die Züge angegeben waren, austauschte.*

Viele Beobachter haben berichtet, daß die anstrengenden Tage der Jalta-Konferenz die ohnedies angegriffene Gesundheit des Präsidenten Roosevelt stark geschwächt haben. Doch nur wenige Menschen wissen, daß die Konferenz für Stalin beinahe genau so anstrengend war.

Ich konnte die Folgen unmittelbar danach — im April 1945 — während eines Urlaubs erkennen. Ich traf meinen Onkel kurz bevor ich als Chef der Finanzsektion der sowjetischen Militärregierung nach Wien ging. Swetlana hatte von meiner Berufung gehört und rief mich an, ich sollte den Onkel in der Sana von Soukssu auf der Krim besuchen.

Die Sana, offiziell als „Erholungsheim" bekannt, wurde vor dem Kriege für leidende oder abgespannte Mitglieder der Regierung eingerichtet. Sie bestand aus komfortablen Privatpavillons, die sich um ein großes zentrales Gebäude am Ufer der Bucht von Molokowo gruppierten. Das große Haus war praktisch ein Spezialkrankenhaus für innere Leiden — besonders für Herz- und Kreislaufstörungen. Während des Krieges hatte sich hier das deutsche Hauptquartier für die Krim etabliert.

Stalin und Swetlana bewohnten einen großen Pavillon mit sieben Räumen. General Poskrebyschew, Stalins Privatsekretär, und zwei weitere Sekretäre waren ebenfalls anwesend. Eigene Leibwachen waren auf ausdrücklichen Befehl Stalins nicht auf dem Gelände.

Schon damals sah mein Onkel sehr alt aus. Die zermürbende Arbeit während des Krieges, die schlaflosen Nächte und die ständige Überanstrengung hatten ihre Spuren im Gesicht zurückgelassen. Sein Schritt hatte sich verlangsamt, die Augen blickten müde. Damals wurde ich zum erstenmal gewahr, daß Onkel Joseph schon ein alter Mann war.

Asthma-Anfälle hatten ihn mehrfach niedergeworfen. Auch sein Herz machte nicht mehr recht mit. Fast täglich kamen Ärzte, um ihn zu untersuchen. Sie betonten, daß sein Zustand nicht besorgniserregend sei, und daß zwei bis drei Wochen Erholung in der Sana seine Gesundheit völlig wiederherstellen würden. Swetlana erzählte mir, daß die Anstrengungen der Jalta-Konferenz und vor allem das viele Trinken auf den Empfängen ihn sehr mitgenommen hätten. Die Ärzte hätten ihm verboten, viel Alkohol zu sich zu nehmen und sogar den Vorschlag gemacht, er solle ein besonders kleines Glas benützen, damit er trotzdem bei den zahllosen Trinksprüchen, die bei russischen Festlichkeiten üblich sind, auch sein Glas erheben könne. Einmal sei sogar versucht worden, Stalins Wodkaglas mit Wasser zu füllen. Doch er befürchtete, daß die anwesenden Engländer und Amerikaner es merken würden, und er wollte sich nicht als „unfair" zeigen.

„Ich bin jünger als Churchill, und ich gestehe ihm keine Überlegenheit zu, auch nicht in dem Punkt, wieviel Alkohol wir vertragen können."

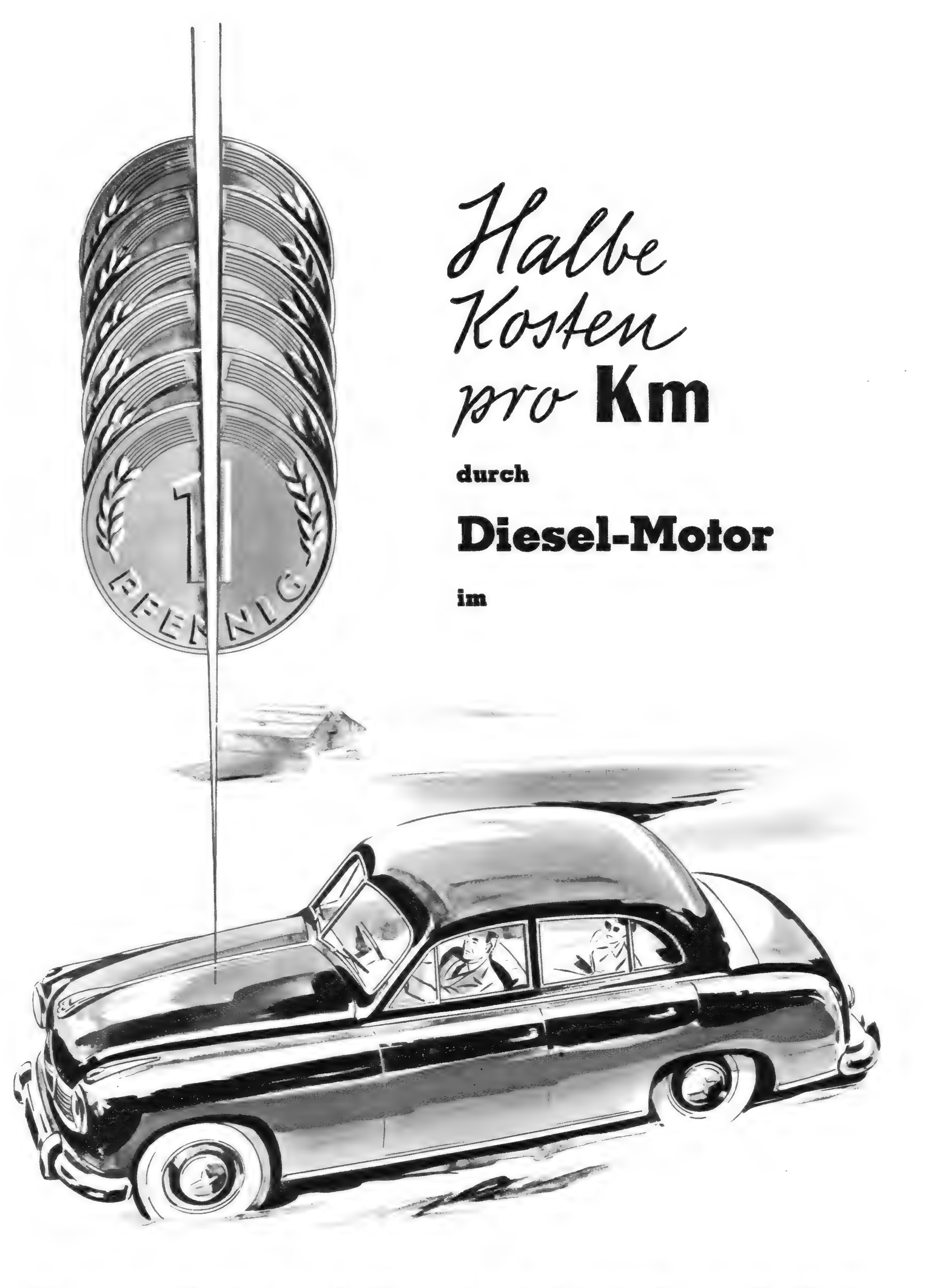
Doch das Wodka-Duell zwischen Churchill und Stalin endete mit einer gesundheitlichen Niederlage meines Onkels. Er mußte in die Sana, um den Schaden zu reparieren, den er sich in Jalta selbst zugefügt hatte.

Das Leben in der Sana war denkbar einfach. Die Mahlzeiten kamen aus der Gemeinschaftsküche, die während der Anwesenheit Stalins von seinem Leibkoch Krutikow geleitet wurde. Das Essen war gut und reichlich, und es gab viel Wein. Mein Onkel durfte nur Mineralwasser trinken, doch durchbrach er diese Regel häufiger mit Cahor-Abrau Durcot, einem angenehm fruchtigen Rotwein, der auf der Krim wächst.

Er arbeitete nur morgens und selbst das nicht regelmäßig. Die Post beantwortete Poskrebyschew. Zum ersten Male sah ich, daß mein Onkel seine Arbeit ausschließlich einem andern überließ.

Gelegentlich kam Molotow in die Sana, stets in Begleitung von Malenkow und Woroschilow. Er überließ alle wesentlichen Entscheidungen Molotow und gab niemals seinem Mißfallen oder seiner Kritik Ausdruck, wie ich es zuvor so oft bei ihm gesehen hatte. Diese Verwandlung erstaunte mich so sehr, daß ich eines Tages mit Swetlana darüber sprach.

Fortsetzung auf Seite 30



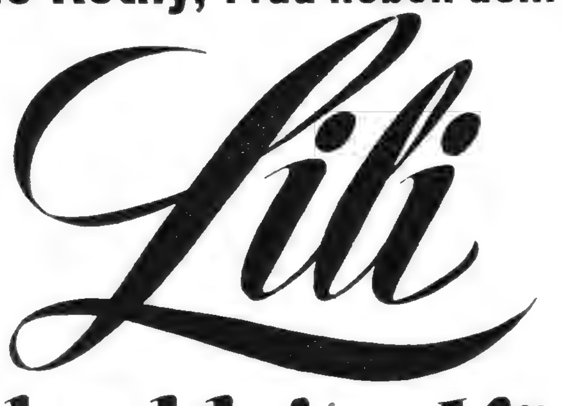
BORGWARD »HANSA 1800«

6,7 l/100 km Normverbrauch - 42 PS - 100 km/h echte Spitze

CARL F. W. BORGWARD G.M.B.H. BREMEN

Automobil- und Motoren-Werke

Liliane de Rethy, Frau neben dem Thron



und der kleine König

von * * *



KÖNIG BAUDOUIN UND SEINE SCHÖNE STIEFMUTTER *in den gepflegten Parkanlagen eines der belgischen Schlösser. König Leopold III. lernte seine zweite Frau durch seinen ältesten Sohn und Nachfolger einige Jahre vor dem Kriege kennen. Damals war Baudouin noch ein Kind und Liliane de Rethy ein junges Mädchen. F.: Stephane Richter-Paris*

Lili — so wird im belgischen Volksmund die Prinzessin Liliane de Rethy, die Frau neben dem Thron, genannt. Die zweite Gemahlin Ex-König Leopolds steht gegenwärtig im Kreuzfeuer der öffentlichen Meinung. Leopold III. liebt sie. Ihretwegen mußte er letztlich auf den Thron verzichten. Sein Sohn und Nachfolger, König Baudouin, verehrt sie als mütterliche Freundin. Doch das Volk lehnt sie ab. Es wirft ihr vor, sie übe einen unheilvollen Einfluß auf die königliche Familie aus. Niemand kann zur Stunde sagen, ob dieser Konflikt in einer neuen Thronkrise oder einem glücklichen happy-end seinen endgültigen Abschluß finden wird.

DRITTE FOLGE

Monsieur le député Henri Baels! Als der Pedell seinen Namen ruft, erhebt sich der neue Abgeordnete von Ostende und überreicht die Beglaubigung seines Mandats dem Kammerpräsidenten. Er wurde vor zwei Wochen, nach dem Tode des Abgeordneten Pil in das Parlament gewählt. Wir schreiben 1920.

Der durchschlagende Erfolg, den der junge Präsident der „Motorfischerei AG" mit dem Wiederaufbau der gesamten belgischen Flotte erzielte, hat ihn zu einem der angesehensten Männer Flanderns gemacht.

Baels gehört zum demokratischen Flügel der katholischen Partei und genießt auch die Sympathien des flämischen Bauernbundes. Die Tendenz dieser Gruppe wird von der Opposition mit der Bezeichnung „Flamengans" gebrandmarkt. Flamengan! Um dieses Wort dreht sich 50 Jahre lang die ganze belgische Innenpolitik. Der Kampf um die Gleichberechtigung der beiden Volksgruppen Flamen und Wallonen.

Vor kaum mehr als 25 Jahren war das Französische die einzige offizielle Sprache Belgiens. Das Flämische wurde nur in der Familie gesprochen. Der Kulturkampf ist alt, aber selbst der welt-

berühmte flämische Nationalroman „Ulenspiegel" wurde von de Coster in französischer Sprache verfaßt. Die Bevölkerung flämischer Zunge protestiert ununterbrochen gegen die kulturelle und politische Vormundschaft der Wallonen. Man fordert die Anerkennung des Flämischen als offizielle Sprache und auch eine stärkere Beteiligung der Flamen an der Regierung und an allen öffentlichen Angelegenheiten.

König Albert bringt diesen Forderungen großes Verständnis entgegen. Mehr und mehr flämische Persönlichkeiten bekommen einen Sitz im Kabinett. Die Umstände sind für einen Mann wie Baels in jeder Hinsicht günstig. Im Jahre 1931 wird er Innenminister. Kurz danach wird er zum Landwirtschaftsminister ernannt.

In der Avenue Serruys ist die Freude groß, aber Baels selbst ist von der politischen Atmosphäre, die in Brüssel herrscht, nicht sehr entzückt. Man kann in der Politik keine Karriere machen, ohne sich Feinde zu schaffen. Da gibt es für Henrik Baels keine Ausnahme. Er ist zufrieden, als er 1933 bei einer Krise aus der Regierung herausschlüpfen kann. Er möchte sich mehr seiner engen Heimat, der Provinz Flandern, widmen. Sein Wunsch wird an höchster Stelle wohlwollend geprüft und einige Monate später erhält er von König Albert seine Ernennung zum Gouverneur von Westflandern.

Die Kinder sind schon groß geworden. Die Mädchen, die in England ihre ersten Schuljahre verbrachten, setzen ihre Studien im Sacré Coeur fort. Für die Töchter einer angesehenen katholischen Familie gibt es keine andere Wahl.

Liliane Baels verbringt diese Jahre in England. Sie wohnt bei Freunden der Familie Baels, die sie noch in den Exiljahren während des ersten Weltkrieges kennenlernten.

Das Haus in der Avenue Serruys wird allmählich zu klein für die große Familie. Im Sommer möchten die Kinder aus der Stadt hinaus. Henrik Baels entschließt sich, dreißig Kilometer von Ostende entfernt, in der Nähe des bekannten Kurortes Knokke, eine Villa zu bauen. Der vornehme Ort, wo er das Grundstück kauft, heißt Zoute. Die Villa liegt in einem kleinen Garten und ist mit dem modernsten Komfort ausgestattet. Der Nachbar der Familie Baels in Zoute ist kein anderer als der König.

Zufall.

Ein Zufall, der in Belgiens Geschichte eine wichtige Rolle bekommt.

Lilians Jugendjahre

„Oh, Sir, legt Herz und Recht in euer Urteil! Ihr werdet selbst einmal vorm höchsten Richter stehen!"

Die Stimme des Mädchens, die die alten Verse deklamiert, klingt mit überzeugender Kraft durch den großen Saal. Die Bewegungen mit denen sie ihre Worte begleitet, sind die einer begabten jungen Künstlerin.

Ein großes blondes Mädchen, die neben ihr steht, antwortet mit Kopfnikken und einer gekünstelten tiefen Stimme:

„Ich werde wohl, Madame, so gut wie möglich gehorchen, doch müsse Gott . . ."

— Falsch, falsch! — Schwester Therese, die vor dem Podium auf einem Stuhl sitzt und wie ein Kapellmeister ein Stäbchen in der Hand hält, klopft energisch. — „Martha, du vergißt, daß du einen Grafen spielst, du machst Bewegungen wie eine untertänige Kammerzofe . . . Du darfst auch deinen Kopf nicht immer so hängen lassen, schau wie Liliane sich hält! Sie zieht die Zuschauer ganz in die Stimmung der Handlung hinein . . ."

Wir sind im großen Festsaal des Institutes Sacré Coeur in Brüssel. Der alte Bau mit den unfreundlichen Fassaden in der Rue du Grand Cerf gilt als die vornehmste Bildungsanstalt für junge Mädchen. Seit Generationen schickt die ganze katholische Aristokratie Belgiens ihre Töchter in die Sacré Coeur. Frau Baels brachte ihre jüngste Tochter vor einem Jahr in das Institut. In wenigen Monaten ist Liliane der Liebling des ganzen Hauses geworden. Alle Schwestern sind stolz auf ihren Zögling und alle Mädchen schwärmen für die fröhliche, hilfsbereite Kameradin.

Wie jedes Jahr, so wird auch diesmal für den Abschluß des Schuljahres ein Fest vorbereitet. Der Tradition folgend kommt nun wieder „Rolands Tochter" zur Aufführung, ein altmodisches, romantisches Drama, das 1875 von einem gewissen Vicomte Henri de Bornier von der Académie Française geschrieben wurde. Die weibliche Hauptdarstellerin heißt Bertha und die Rolle wurde seinerzeit von der großen Sarah Bernhardt gespielt.

„Sehr gut, sehr gut!" klatscht Schwester Thérèse. Sie hat zwar Sarah Bernhardt nicht deklamieren gehört, aber sie kann es sich kaum vorstellen, daß jemand Bertha besser spielen könnte als die kleine Liliane Baels.

Die Tochter des flamischen Abgeordneten zeichnet sich ganz besonders in der Literatur und in der Geschichte aus. Sie ist ebenso gut mit den Klassikern vertraut wie mit den Autoren der jüngsten Zeit. Sie hat eine Vorliebe für die französische Sprache und als sie im Sommer für die Ferien nach Ostende heimfährt, macht man ihr in der Heimatstadt den leisen Vorwurf, sie würde das Flämische mit einem französischen Akzent sprechen.

In der Geschichte findet Liliane das größte Interesse an den alten Griechen. Sie verschlingt alle Bücher, die von den spartanischen Helden, von den Göttern auf dem Olymp und von der Kunst der Hellenen berichten. Sie träumt davon einmal das Land zu bereisen, in welchem Zeus, Achilles und die phantasiereichsten Mythen geboren wurden. Die Welt muß unendlich groß und unendlich schön sein! .... Liliane möchte alles sehen und alles kennenlernen, aber sie ist erst 16 Jahre alt.

Sie strotzt von Gesundheit, und selbst ihr Bruder, der den Ruf eines jungen Athleten hat, kann sie weder im Schwimmen, noch im Tennis schlagen. Wenn man auf den weiten Dünen von Knokke bis Middelkerke eine kühne Amazone im rasenden Galopp vorbeisausen sieht, so wissen auch diejenigen die ihr noch nie begegnet sind, wer sie ist. „Die kleine Baels!"

Zweimal verbringt Liliane mit ihren Eltern und Geschwistern den Sommer in Zoute. Die neue Villa des Gouverneurs ist eine ideale Ferienresidenz, aber Liliane möchte einmal für einige Monate die weite Ebene Flanderns, das endlose Bild der grauen Nordsee, mit der Welt der schneebedeckten Berge, der rauschenden Wildbächen und dem Chaos der Felsen, Klüften und Täler vertauschen.

— Reisen sind das schönste Geschenk was man den Kindern bieten kann, — sagt Henrik Baels zu seiner Frau. — Was ich in meiner Jugend, während meinen Ferienreisen erlebte, bleiben für mich die wertvollsten Erinnerungen des Lebens. Ich möchte, daß auch Liliane etwas von der Welt genießt.

— Will sie auf Reisen gehen?

— Ja. Sie möchte gerne in die Schweiz fahren. . .

— Liliane ist sehr vernünftig und ich glaube, wir können sie ruhig in die Schweiz fahren lassen.

*

Die Sonne strahlt über die breiten Schneefelder der Corviglia. Alle fünf Minuten klettert die kleine Bahn von Chantarella den Berg hinauf, vollgestopft mit fröhlichen Menschen. Wer in Europa Geld und Zeit hat, trifft sich jetzt zwischen Chur und Poschiavo in den leuchtenden Bergen und Tälern des Engadins.

Die flotte Skifahrerin, die von der Piz Nair Hütte in rassigem Stil zur Alp Laret hinuntersaußt, mit einer schimmernden Schneewolke in ihren Spuren, ist Liliane Baels. Das junge Mädchen, die jeden Nachmittag in der Konditorei am Rathausplatz mit einer Schar von jungen Sportkameraden erscheint und



KÖNIG LEOPOLDS VILLA *in Zoute: hier begann die Romanze zwischen Belgiens Ex-König und Prinzessin de Rethy. die damals noch Liliane Baels hieß. Durch einen Zufall hatte Lilianes Vater hier in der Nähe des Königs ein Haus gebaut. Ein Zufall, der in Belgiens Geschichte einging.*

stets im Mittelpunkt der Gäste steht, ist Liliane Baels. Die junge bronzehäutige Schönheit, die allabendlich im Palace oder im Suvretta-Haus bewundert wird, ist auch Liliane Baels! Ein Tanz mit ihr ist der Traum aller Männer.

Liliane scheint sich ihrer Schönheit nicht bewußt zu sein. Ihr gesellschaftlicher Erfolg steigt dem jungen Mädchen ganz und gar nicht in den Kopf. Viele Gäste, die in der Hochsaison mit klirrenden Pferdeschlitten die traditionellen Fahrten nach Silvaplana, Sils, Maloja usw. unternehmen, haben historische Namen Auf ihren goldenen Zigarettenetuis führen sie Wappen mit fünf, sieben und sogar neunzackigen Kronen. Auch sie können dem Charme der jungen belgischen Bürgerstochter nicht widerstehen. Mal ist es ein italienischer Baron, der sie zu einer Schlittenfahrt einladet, mal macht sie eine Skitour mit einem polnischen Fürsten, mal wieder ist es ein ungarischer Graf, der sie mit einem Wiener Walzer durch den Tanzsaal schweben läßt.

Mit ihm sitzt Liliane eines Tages auf der langen Holzbank unter der kleinen Kapelle, dort wo die Skeleton-Fahrer starten. Dieser Sport lockt jeden Morgen Hunderte von Zuschauern heran.

— Wunderbar!

Ihr Gesicht strahlt und sie klatscht in die Hände.

— Morgen ist das erste Pferderennen auf dem See, — erzählt der vornehme Magyar. — Lieben Sie überhaupt Pferdesport, Liliane? — Sicher! Ich reite leidenschaftlich gerne. — Ah! ruft der junge Mann entzückt. Da müssen Sie



uns einmal in Ungarn besuchen. Wir haben auf unserem Gut eines der schönsten Gestüte des Landes!

*

So finden wir Liliane Baels ein Jahr später auf Besuch in der Puszta. Sie verbringt auch einige Wochen in der ungarischen Hauptstadt, wo sie sich überall unzählige Freunde gewinnt. Auf dem Donaukorso, im Gellert und in den eleganten Restaurants der Margarethen-Insel erregt sie überall Aufsehen. Die „goldene Jugend" schwärmt für sie. Zwischen den feurigen Verehrern entstehen Rivalitäten und in den Salons von Budapest beginnt allmählich ein eifersüchtiger Klatsch.

Nicht nur Liliane, auch die anderen Kinder des Gouverneurs dürfen jedes Jahr eine Reise in die weite Welt unternehmen. Wenn dann die Familie in der Serruys Avenue sich zusammentrifft, so kann jeder abends im großen Salon etwas Interessantes erzählen.

Liliane entdeckt jetzt einen neuen Sport. Sie spielt Golf. In Zoute, Knokke und an der ganzen Küste ist Golf die große Mode. „Sie spielt so hart und sicher wie ein Mann", wird in den Clublokalen behauptet.

Trauer um Königin Astrid

Fröhliche Jahre für Liliane. Schicksalsjahre für Belgien. Albert, der Soldatenkönig, ist tot und sein Sohn Leopold III. besteigt den Thron. Das Volk begrüßt mit Jubel den jungen Monarchen und seine Frau. Königin Astrid ist vom ersten Tag an, an welchem sie im Palais von Laeken einzieht, ein Idol. Die Geschichte kennt wenige ähnliche Fälle. Eine junge Prinzessin kommt aus einem fernen Land und heiratet den Kronprinzen. Sie kennt kaum das Land, in welchem sie eines Tages Königin werden soll. Sie beherrscht schlecht die beiden Landessprachen, aber aus ihren Augen spricht ihr Herz, ein Herz, das für jeden Menschen etwas Liebe enthält. Ein Blick, ein Lächeln — sie wirken wie kostbare Geschenke, die eine Prinzessin dem Volk verteilt. Als diese Prinzessin dann zur Königin wird, da kennt die Freude der Untertanen keine Grenzen mehr.

Ebenso grenzenlos ist aber auch der Schmerz, der ganz Belgien in Tränen stürzt, als eines Tages die Nachricht von Astrids Tod in Brüssel eintrifft. Eine kleine Unvorsichtigkeit am Steuer seines Wagens und Leopold, König der Belgier, ist mit 34 Jahren Witwer. Die kleine Prinzessin Josephine-Charlotte, der fünfjährige Kronprinz Baudouin und der kleine Prinz Albert haben keine Mutter mehr . . .

Die Liebe des Volkes zu König Leopold und seinen Kindern ist in diesen Jahren durch das Mitleid gestärkt. Sein Bild und das der Königin, mit einem schwarzen Band umsäumt, fehlen in keinem belgischen Heim. Einige Jahre später kommt dann der Tag, als das Bild des Königs vielerorts verschwindet und die tote Königin bleibt allein die Hüterin des Throns.

In Zoute hat Liliane Baels hie und da Gelegenheit, von weitem den König zu erblicken. Sein Gesicht ist verschlossen. Gewissensbisse foltern den Mann, dem der Tod seiner Frau allein schon eine furchtbare seelische Last ist. Auf der Straße nach Küßnacht saß er am Steuer . . . Wird er jene tragische Sekunde jemals vergessen können? . . .

Henrik Baels kennt den König persönlich und in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Provinz muß er den Souverän empfangen, jedesmal, wenn dieser offiziell an die Küste kommt. Auch ist die Familie Baels in Zoute die Nachbarin des Königs. Es besteht immerhin kein Anlaß dazu, daß Henrik Baels dem König seine Angehörigen vorstellt.

Golfpartien mit Liliane Baels? Der Klatsch wurde zehn Jahre später in Brüssel erfunden. *Fortsetzung folgt.*

Ich war Malenkows Vertrauter

Fortsetzung von Seite 13

Eine unheimliche Stille herrschte im Raum. Das feine Ticken der Armbanduhren war sehr deutlich zu hören.

Auf ähnliche Art hatte mich auch Stalin minutenlang gemustert, als ich ihm vorgestellt wurde.

Zu allerletzt aus einem Mangel an Eigenart, wohl aber aus kluger Berechnung, hat Malenkow Stalin bis in die Art des Sprechens und der Kleidung nachgeahmt. Vielleicht hatte er auch diese Methode des provozierenden Anstarrens von Stalin übernommen.

Von den Kremltürmen klangen, leise und verweht, einige Glockenschläge herüber. Es war ein Uhr geworden.

„Genosse Serow, Sie haben vor zwei Tagen im Lubjanka-Gebäude gesagt, Genosse Molin verdiene unser Vertrauen. Bleiben Sie bei Ihrer Ansicht?"

Malenkows Rechte spielte mit dem Füllfederhalter.

Serow bejahte die Frage.

„Gut, dann halten wir unseren Beschluß aufrecht; es bleibt alles beim alten!"

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Selbst aus Malenkows Gesicht schwand jenes verkrampfte, von Argwohn bestimmte Forschen.

In seinem Gesicht tauchten wiederum jene Züge von zwar distanzierter, doch immerhin spürbarer menschlicher Anteilnahme und Achtung auf, mit der er mir vor dem Verhör in der Lubjanka begegnet war.

„Mich hat noch nie ein Mensch, dem ich Vertrauen entgegenbrachte, ein zweites Mal hinters Licht führen können", sagte er leise, zugleich drohend. „Merken Sie sich das, Genosse Molin. Lassen Sie sich aber auch sagen, daß ich von allen meinen Mitarbeitern jene zu fördern wußte, denen ich vertrauen durfte . . ."

In seinem Gesicht tauchte, beinahe unvermittelt, das Lächeln des Verführers auf, des Verschlagenen, der sich gerade anschickt, seinem Opfer die Schlinge über den Kopf zu werfen, während es sogar noch zusieht.

„Genosse Molin", sagte er, „als Führer einer Operationsgruppe gehören Sie zu dem Kreis von Männern, deren Leben und Gesundheit für die Erhaltung des Staates entscheidend ist. Ich fordere Sie auf, alles zu unternehmen, was zur Besserung Ihres Gesundheitszustandes dienlich sein kann!"

Es wurde mir neuerdings unheimlich zumute. Denn nach allem, was er sagte, schien er sich bereits mit einer Entscheidung über meinen weiteren Einsatz zu tragen.

„Wann hatten die Beschwerden mit Ihren Nerven begonnen", erkundigte er sich. Ich nannte das Frühjahr 1938.

Er nickte, als habe er das bereits erwartet.

„Ihre ‚Säuberungsarbeit' im nördlichen Bassin war von ausschlaggebender Bedeutung", fuhr er fort. „Die Unerschrokkenheit, mit der Sie das Ministerium für Fischindustrie bis in die höchsten Stellen gesäubert haben, hat mich und den Genossen Serow von Ihren Fähigkeiten überzeugt."

Er sah mich mit einem Blick schlauer und berechnender Anerkennung an, er forschte unerbittlich nach der Reaktion, die jedes seiner Worte bei mir auslöste.

Er habe die Absicht, so fuhr er fort, mir in Zukunft Aufgaben ähnlichen Rangs zu übertragen.

Glockenschläge wehten von ferne her. Es war zwei Uhr geworden. Malenkow erhob sich, streifte sein Uniformhemd zurecht. Dann sagte er: „Nun werden wir zum Essen gehen."

Mit schnellen, einzelne Schriftstücke ordnenden Händen fuhr er über seinen Schreibtisch hin.

Ich fragte, ob ich mich verabschieden dürfe; Serow schloß sich meiner Frage an.

„Nein, nein, Sie bleiben hier. Wir werden zusammen speisen."



WEIBLICHE EHRENWACHE AUS STALINGRAD: *Diese Frauen in den schwarzen Kleidern und Wollsocken sind als Delegierte kommunistischer Organisationen aus Stalingrad nach Moskau beordert worden, um an den Beisetzungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Stalingrad, das früher Zarizyn hieß, ist die erste Stadt, die nach Stalin benannt wurde.*

Malenkow bezeichnete uns einen Raum, der im gleichen Stockwerk des ZK. wie sein Arbeitszimmer liegen sollte.

„Gehen Sie nur voraus", sagte er, „ich komme gleich nach."

Wir verließen Malenkows Arbeitszimmer, gingen auf den von ihm bezeichneten Raum zu.

Die Gänge, die sich vor uns streckten, waren von einer tödlichen Stille erfüllt. Sie erinnerten mich an die Flure jener Krankenhäuser der Sowjetaristokratie, die eine gewisse Ähnlichkeit mit modernen Schlachthäusern nicht nur allein in ihrer Anlage aufweisen, sondern vor allem auch in bezug auf ihren eigentlichen, freilich sorgfältig getarnten Zweck.

Überraschender Weise zögerte sogar Serow, als wir die Türe des uns von Malenkow bezeichneten Raumes erreicht hatten, die Klinke niederzudrücken.

Offenbar hatte er, ungeachtet seiner in Dutzenden von Säuberungswellen erworbenen Verdienste, noch kein rechtes Vertrauen zu Malenkow gefunden, in dessen Auftrag er seit dem Jahre 1936 jene selbst von Stalin mit Beifall bedachten Aktionen ausgeführt hatte.

Malenkow kam inzwischen mit seinem schweren, aber bei aller von seiner Figur bedingten Mächtigkeit doch ein wenig torkelnden Gang den Flur entlang.

Offenbar ahnte er, was uns dazu bestimmte, lieber vor der Türe jenes Raumes auf ihn zu warten.

„Gehen Sie ruhig hinein, setzen Sie sich, Molin", rief er uns im Näherkommen zu. Fand es Serow ratsamer, lieber nicht allzu voreilig zu sein, so hatte er wohl dafür seine gewichtigen Gründe. „Gehen Sie doch", rief uns Malenkow zu, nur mehr einige Meter von uns entfernt.

Aber es schien mir ratsamer, mich so zu stellen, als verbiete es mir die Malenkows gebührende Ehrerbietung ungeachtet seiner Aufforderungen dazu, vor ihm ein Zimmer aufzusuchen.

Als Offizier des Staatssicherheitsdienstes hatte ich in dieser Hinsicht mancherlei erlebt. Wer konnte wissen, ob diese großmütige Hypothek an Vertrauen, mit der mich Malenkow belohnt hatte, nicht ebenso schnell zurückgefordert werden sollte?

Malenkow stand nun vor uns. Er zwinkerte mit den Augen. Mir fielen dabei seine etwas violetten Lippen auf. Offenbar schien sein Herz nicht ganz in Ordnung zu sein.

„Ihr seid mir zwei schöne Angsthasen", scherzte er. „Bei Ihnen, Genosse Serow, wundert mich das um so mehr. Wenn ich bloß daran denke, was Sie noch vor einigen Wochen im Baltikum angestellt haben!"

Er schaute uns an, verwundert offenbar, daß sich keiner von uns beiden entschlossen hatte, die Türe zu öffnen.

Die Hand zur Klinke vorstreckend, sagte Malenkow mit einer beinahe theatralischen Geste: „In diesem Zimmer steht ganz gewiß keine Fleischmaschine."

Das Kabinett, das sich Malenkow offenbar für sich und seine gelegentlichen Gäste im ZK-Gebäude hatte einrichten lassen, enthielt tatsächlich keine „Fleischmaschine", vielmehr eine äußerst luxuriöse und geschmackvolle Einrichtung: Drei mit herrlichen Damastdecken gedeckte Tische, um die jeweils vier sehr bequeme Polsterstühle standen.

Das Zimmer war bereits vom Duft köstlicher Speisen erfüllt. Wir setzten uns. Im gleichen Augenblick betrat ein Diener, in einen schwarzen Zivilanzug gekleidet, den Raum durch eine an der Stirnseite angebrachte Portiere.

Malenkow stellte das Menü, mit dem er uns erfreuen wollte, mit einer mich irgendwie argwöhnisch machenden Bedachtsamkeit zusammen. Daß er, der wohl nach Stalin damals schon mächtigste Herr über ein Sechstel der Erde, uns, die wir bestenfalls Handlanger seiner Absichten waren, mit einem geradezu hingebungsvollen Eifer über unsere Lieblingsgerichte ausholte — das fand ich allen Mißtrauens wert.

„Ich habe mir den ganzen Nachmittag frei gemacht, Genossen", sagte er, die Wirkung seiner Eröffnung, links und rechts blickend, sorgfältig beobachtend.

„Wir werden zuerst etwas essen, anschließend wollen wir ein wenig trinken, wie das bei uns Russen Brauch ist. Wir können uns Zeit lassen, Gespräche führen."

Der Diener servierte die ersten Vorspeisen, verschiedene auserlesene Fischgerichte, Stör und Zander in Gelee, die mit herrlichem Kaviar verziert waren.



Fortsetzung

Malenkow

„Ich habe es nicht nötig, Genossen, Ihnen den Anlaß zu verschweigen, der mich dazu bewogen hat, Ihren Gastgeber zu spielen: Ich will vor allem Sie, Genosse Molin, für mich und eine bestimmte Aufgabe gewinnen . . ."

„Der Rote Professor"

Die Aufgabe, für die Georgij Malenkow uns beide, Serow und mich, gewinnen wollte, vielmehr zu der er uns ausersehen hatte, war: Die „friedliche Besetzung der baltischen Randstaaten" und die Sicherung der sowjetischen Macht in diesen Ländern „mit allen Mitteln".

Als uns Malenkow an diesem Nachmittage des 12. Oktober 1939 durch indirekte „rein zufällige, unbedachte" Äußerungen darüber informierte, daß sich Stalin nunmehr endgültig zur Besitznahme der drei baltischen Länder: Litauen, Lettland und Estland entschlossen habe, eröffnete er uns damit keineswegs eine Neuigkeit.

Malenkow hatte diese „lautlose Annektion" schon seit langer Zeit vorbereitet. Es war nicht Molotow gewesen, der im Herbst 1939 mit dem Zugeständnis der Regierungen der baltischen Staaten, die Sowjetunion dürfe Militärbasen auf ihrem Territorium errichten, den Sieg errungen hatte: Der wahre Architekt des sowjetischen Sieges hieß Georgij Malenkow.

Über die Hintergründe und die Methoden, die er ausgearbeitet hatte, um die Zahl der Sowjetstaaten schließlich Ende Juni 1940 um drei weitere zu vermehren, hat Malenkow im Frühsommer 1940 bei einer seiner Vorlesungen beim Institut der „Roten Professoren" Näheres berichtet.

Vom Frühjahr 1940 an hatte man Malenkow bei den „Roten Professoren", einer politischen Universität für die Spitzenfunktionäre der Sowjetunion, die sich ebenfalls im ZK-Gebäude der Partei befindet, den Lehrstuhl für Außenpolitik übertragen.

Malenkows Vorlesungen in diesem Institut, das sich mit der Heranbildung jener höchsten sowjetischen Partei-Elite befaßt, für die der Besuch des Institutes obligatorisch ist, gehörten zu den faszinierendsten überhaupt, die in dieser Gehirnzentrale der sowjetischen Staatswissenschaften von den bedeutendsten Wissenschaftlern und Gesandten der Sowjetunion gehalten wurden.

Da sich die Hörer des Institutes der „Roten Professoren" ausnahmslos aus jenen Funktionären der Partei und der Regierung zusammensetzen, die man für fähig hält, einmal hohe Vertrauensstellungen zu übernehmen, werden dort interne Probleme der Sowjetunion und ihre Methoden mit schonungsloser Offenheit behandelt; aber nur zuweilen.

Malenkow begann seine Vorlesungen bei den „Roten Professoren" stets mit einer kleinen Verbeugung, die er auf dem Wege zum Katheder absolvierte.

Meist brachte er, offenbar in der Absicht, daraus zu zitieren, einige Bücher mit. Aber da er mit einem phänomenalen Erinnerungsvermögen begabt ist, war er nie darauf angewiesen, aus Büchern oder Dokumenten vorzulesen.

Mit glänzenden rhetorischen Fähigkeiten ausgestattet, gleichzeitig aber mit hämmerndem Fanatismus auf einer These beharrend, vermochte Malenkow über seine Zuhörer stets eine fast magnetisch wirkende Spannung und Verhaltenheit zu verhängen.

Nicht zuletzt war Malenkow, der schon im Jahre 1939 begonnen hatte, mehr und mehr zu der eigentlich neben Stalin allein bestimmenden „Grauen Eminenz" zu werden, auch wirklich fähig, seinen Zuhörern die außenpolitischen Vorgänge vom Standpunkt des Routiniers wie von dem des Theoretikers zu erklären. Er vermochte die Vorgänge hinter den Kulissen, die innere Dialektik der sowjetischen Politik aufzudecken.

Bei jenem Vortrage, den er im Sommer 1940 gehalten hat, deckte er die Karten seines Spiels ein wenig auf, mit dem er Litauen, Lettland und Estland gewonnen hatte.

Er ließ die jungen Funktionäre, für die der Besuch des Institutes der „Roten Professoren" obligatorisch ist, zugleich auch über das Tempo des Aufstie-

ges entscheidet, in die Methoden und Taktik der „lautlosen Eroberung" Einblick nehmen.

Der Vortrag Malenkows fiel mit dem Tag des Einmarsches der sowjetischen Truppen in den drei baltischen Randstaaten ungefähr zusammen.

Die Besetzung der drei Länder bildete jedoch, so ließ Malenkow vor dem Auditorium durchblicken, lediglich den Abschluß einer seit Jahren geplanten und bis in die Einzelheiten festgelegten Aktion.

Der eigentliche Anfang, oder: Der Sieg über die drei Länder, war bereits im Herbst 1939 errungen worden.

Militärisch, so ließ Malenkow damals sein Auditorium wissen, militärisch waren die drei Staaten von dem Augenblick der Errichtung sowjetischer Militärbasen bereits besiegt.

„Aber der Sowjetstaat darf sich keine Eroberungen leisten", sagte Malenkow damals. „Die Sowjetunion wird niemals einen Krieg mit dem Ziele führen, ihr Territorium durch bloßen Machtanspruch auszudehnen. Aber die Sowjetunion wird, weil es in der Natur und im Wesen des Kommunismus liegt, nicht halt machen. Sie wird sich in Zukunft ausdehnen und größer und mächtiger werden."

Er ging dann auf die Besetzung der drei Staaten und ihr Verhältnis zur Sowjetunion ein. Dabei bemerkte er, kriegerische Eroberungen der Sowjets müßten stets so dargestellt werden, als ob das Sowjetvolk praktisch um brüderliche Hilfe von dem Lande angerufen werde, das die Sowjetmacht in Wirklichkeit zu erobern wünsche.

Als die Sowjets im Herbst 1939 in Litauen, Lettland und Estland ihre Militärbasen errichtet hatten, begann Malenkow von Moskau aus bereits seinen kalten Krieg.

Er setzte die drei Staaten auf ungemein geschickte Art nicht direkt, vielmehr durch die Vortäuschung eines gar nicht existierenden Gegners unter Druck.

In den ersten Wintermonaten schickte er Serow, den Kommandeur aller Operationsgruppen der Sicherheitsabteilung beim Sekretariat Stalins, in die baltischen Randstaaten.

STALINS MALENKOW: *Dieses karrikierende Titelblatt brachte die amerikanische Zeitschrift „Time" heraus, als nach dem 19. Parteikongreß der Kommunistischen Partei der Sowjetunion feststand, daß Malenkow, stellvertretender Generalsekretär, der „Kronprinz" des Sowjetstaates war.*

Serow bediente sich dort der lettischen, estnischen und litauischen KP-Mitglieder. Sie führten in Serows Auftrag vorher genau besprochene Sabotageakte gegen die sowjetischen Militärbasen aus.

Die sowjetische Regierung ließ daraufhin bei jedem neuen Fall von Sabotage ihre Botschafter bei den Regierungen mit stets an Schärfe zunehmenden Protesten vorstellig werden, bis sie schließlich die Karten ein wenig aufdeckte und damit drohte, die Sowjetunion werde sich zu einer Besetzung der Länder entschließen müssen, wenn deren Regierungen den Schutz der auf ihrem Territorium stationierten Sowjetsoldaten nicht gewährleisten könnten.

Da man jedoch, zumindest in Moskau, bestritt, daß jene zum Schein verübten Sabotageakte gegen sowjetische Einrichtungen von der Bevölkerung des Gastlandes ausgeführt worden sein könnten, zwang man die Bevölkerung der baltischen Randstaaten, einen Gegner des ihm doch „so wohlgesonnenen Brudervolkes aus dem Osten" für existent zu halten; aber dieser Gegner existierte in Wahrheit gar nicht.

Nun waren, zumindest dem Schein nach, die sowjetischen Truppen ohnedies schon in das Land gekommen, um es vor feindlichem Zugriff zu schützen.

So wurde die Bevölkerung der baltischen Randstaaten, nachdem sie, einer Gegenwehr unfähig und von der ganzen übrigen Welt verraten, ohnedies schon wider Willen die Sowjets hatten ins Land rufen müssen — jetzt auch noch wider Willen auf die Seite der sowjetischen Partei gezerrt.

„Die Fleischmaschine in Riga"

Eines durfte Malenkow jedoch, zumindest des guten Tones wegen, nicht zugeben, selbst vor einem Publikum nicht, das sich tagein tagaus mit ähnlichen Aufgaben befaßte. Und das waren die von ihm entwickelten, geplanten und schließlich auch ausgeführten Befehle und Maßnahmen, mit denen die Sowjets nach der endgültigen Besetzung der baltischen Länder die „freundschaftlichen Gefühle" bei der Bevölkerung dadurch erhielten, indem sie die Andersdenkenden gleich zu Zehntausenden von der Bildfläche verschwinden ließen.

Malenkow ist auch, und vor allem auf diesem Gebiet, ein erfahrener Meister. Daß er vom Jahre 1936 an Stalin immer unentbehrlicher wurde, liegt zu einem großen Teil an der Kaltblütigkeit, mit der er jene Säuberungswellen lenkte, die seitdem die Sowjetunion pausenlos und jüngst auch die Satellitenstaaten mit Furcht und Schrecken erfüllt haben.

Malenkow bestellte Serow, mich und 42 andere Offiziere, die bereits als Leiter von Operationsgruppen Erfahrung hatten, Ende Juni 1940 in einen großen Konferenzraum im ZK-Gebäude in Moskau.

Dort wurde der Einsatz der einzelnen Abteilungen, die alle unter dem Kommando Iwan Serows standen, bis in die Einzelheiten festgelegt.

Die Verhaftungen vollzogen sich nach bestimmten, hundertmal in der Sowjetunion schon vorexerzierten Methoden.

Nach dem Abtransport jener „feindlichen Elemente" wurden die Intellektuellen verschleppt; ihnen folgten die Kreise der „Bourgoisie"; die Angehörigen verschiedener Religionen wurden als „sowjetfeindlich" erklärt, die Mitglieder verschiedener Organisationen, selbst solcher von ausgesprochenem Wohlfahrtscharakter, wie etwa die des ESERGEN - Bundes, wurden verschleppt oder liquidiert — wo immer man ihrer nur habhaft wurde.

Die Einsätze jener Operationsgruppen hat Malenkow geplant und von Anfang bis zum Ende überwacht und dirigiert.

Iwan Serow hatte Ende 1940 sein Hauptquartier in Riga aufgeschlagen. Er bewohnte mit einigen ihm zugeteilten Offizieren, unter denen auch ich mich befand, eine luxuriöse Villa in einem Vorort der Stadt.

Ende August wurde, es war an einem Samstagnachmittag, der Besuch Malenkows angekündigt. Serow war von dieser Mitteilung entsetzt. Er wußte, daß Malenkow mit dem bisherigen Ergebnis der Säuberungsarbeit nicht zufrieden war.

Malenkow kam an einem Sonntagmorgen mit dem Flugzeug in Riga an. Serow war selbstverständlich zur Begrüßung auf dem Flugplatz erschienen.

Fortsetzung folgt



Foto: H.V.B

HERBERT RITTLINGER:

Per Anhalter durch die Südsee

Auf Jagd nach einer weißen Frau

18. FOLGE

Jeder auf der Insel wußte natürlich, daß ich mich bei Kulicke aufhielt. Ich hatte jedoch nicht damit gerechnet, daß Gander mich in der phantastisch-schlampigen Behausung des Traders aufsuchen würde ...

Wirklich — da kommt Gander! Mit seiner seltsamen Mischung von Anmaßung und nicht unwürdigem Vertrauen war er einfach wieder von seinem hohen Piedestal herabgestiegen (das Magnetfeld des Unwunsches!) und kommt. Er dankt dem jungen hübschen Chinosteward (Chang, so hieß er, hatte ihn hergebracht) und schickt ihn hinweg. Er schlägt den Glasperlenvorhang zurück und blinzelt und fällt gleich über ein auf dem Boden herumkriechendes nacktes Kind, und Kulicke überbietet sich in allem ...

Wir tranken Kulickes warmen Whisky, und Gander taute auf. Es kam so schlimm, daß mich Gander ernstlich in seine „Philosophie" einzuweihen versuchte. Ich darf mir ersparen, unsere Gespräche und die neue Wendung der Dinge ausführlich zu schildern. Gewiß — Ganders „Philosophie" ging weit, und keineswegs war alles Quatsch. Ich darf vielleicht nur kurz darauf hindeuten — um die Richtung zu zeigen — daß Gander mich eindringlich fragte, ob ich wüßte, was Tao sei ...

„Nicht genau", erwiderte ich.

Das war ein großer Fehler. Bei philosophischen Gesprächen soll man immer tun, als wüßte man alles noch genauer und schon längst. Nun — Gander sprach leichthin von Sinn, Norm, Weg, Vernunft, Logos und dergleichen. Unerschaffen, allgegenwärtig alles Wesen hervorbringend, wirke Tao als sittliche Norm, ohne zu handeln. Dies sei Wu-wei, die Lehre vom Nichttun ...

Eigentlich war es ganz gemütlich. Beinahe fing auch ich an, Wu-wei zu begreifen, viel braucht es womöglich nicht dazu ... Unglücklicherweise begann Gander jedoch, mir abermals die Vorzüge der Auffassungen der weisen Männer des Ostens darzulegen. Ich habe sehr viel für diese Auffassungen übrig. Es ärgerte mich aber, daß Gander sie pries.

Er wollte mir ja etwas ganz anderes sagen. —

Am nächsten Tage kam Chang, Ganders Stewardboy. Gander ließ sagen, er würde morgen früh mit mir nach Kapingamarangi fliegen. Ich sollte mich pünktlich um sieben an der Marine-Jetty einfinden ... Denn es ist so: Der Taoist verbirgt nicht seinen Körper, sondern nur die ihm innewohnende Kraft. Die „Lehre vom Nichttun" leugnet nicht die Kunst eines „Lebens in der Welt", die man vielleicht richtiger als ein Leben gemäß der Welt bezeichnen könnte.

Patrol-Bomber-Flug

Wo Amerikaner sind, gibt es größere, schnellere, bessere und stets mehr Flugzeuge als irgendwoanders. Das ist nun einmal so, und das Sympathische

an den Amerikanern ist, daß sie so wenig davon hermachen. Daß dessen ungeachtet hier dennoch ein akuter Mangel an Flugzeugen herrschte, lag daran, daß gelegentlich die Atomspielplätze von Bikini und Eniwetok und Umgebung alles Verfügbare an sich zogen — mehr aber noch lag es einfach daran, daß alle diese zahllosen großen und kleinen winzigen Inseln der „UN-Trusteeship", deren gesamte Landmasse gerade den etwas mehr als doppelten Umfang von Groß-Berlin ergeben würden — daß diese Inseln über ein Gebiet von der Größe ganz Europas verstreut sind! Da die Amerikaner ferner, wenn sie kein Flugzeug haben, lieber zu Hause bleiben und auf die Reise verzichten und einen Cocktail (oder ein Eiswasser) trinken, als mit der Straßenbahn zu fahren oder gar zu laufen, standen hier weder dem Konteradmiral noch den vier Marine-Gouverneuren, von den untergeordneten Dienststellen ganz zu schweigen, jene Anzahl und Auswahl von Flugzeugen zur Verfügung, die ihren Bedürfnissen entsprochen hätte. Auch die doch eigentlich zivilen Kurslinien nach Truk, Saipan und Guam, die von Pago-Pago, Hawai und Amerika direkt beflogen wurden, waren ausschließlich der Marine unterstellt. Es gehörte die Persönlichkeit Ganders dazu, um vom Gouverneur ein Flugzeug zu keinem anderen Zweck zur Verfügung gestellt zu erhalten, als Mrs. Gander einige Tage früher von ihrem Robinsondasein unter dreihundert Kanakern zu erlösen, wie es schließlich auch bei allem Maschinenschaden mit der „Ladylite" möglich gewesen wäre. Ich freute mich über diese Wendung der Dinge und war pünktlich an der Pier. Gander war auch schon herübergekommen. Er stand mit dem Gouverneur und einigen anderen Leuten da, und ich genierte mich etwas in meinem spärlichen weißen Anzug. Denn der hatte nichts von weißgestärkter Tropeneleganz an sich. So etwas führte Kulicke in seinem Store nicht. Der Anzug war billigste Konfektion für Eingeborene.

Im Glanz des stillen Morgens ruhte ein sogenannter Patrol Bomber auf der Flut. Es war ein großes, zweimotoriges Flugboot vom Baumuster Martin P 5 M-1. Es dauerte aber noch etwa zwei Stunden, ehe getankt und alles soweit war, daß wir im Motorboot hinüberfahren konnten.

Vier Mann sollten uns fliegen: zwei Piloten, ein Funker sowie noch ein Feldwebel. So ein Martin P 5 M-1 ist groß und schwer und natürlich nicht gerade so schnell wie ein Düsenjäger. Den MG-Schützen einbegriffen, kommt seine Besatzung im „Einsatz" auf zehn Mann. Seine beiden 3500-HP-Motoren reißen des weiteren noch zwei Zweizentimeterkanonen, sowie im Ernstfall vier Zweitausendpfundbomben durch die marinen Lüfte.

Natürlich ist Martin P 5 M-1 ein inzwischen längst überholtes Baumuster von geradezu erheiternder Antiquität.

Wir kletterten hinein in das äußerlich von schöner Form getragene und innen verwirrende Gehäuse, und selbst Gander wechselte einige joviale Worte mit den symphatischen jungen Leuten, die uns flogen. Bald dröhnten die Motoren, und die dunklen Urwaldberge Ponapes und ihr hellschäumender Kranz von Riffen blieben auf der glitzernden See zurück. Ein einsamer Schoner, der Medschenem-Bai zustrebte, war das letzte, was auf diese schöne große Insel wies. Danach gingen wir hinunter, und schon nach einer halben Stunde brausten wir wenige Meter von den Palmenwipfeln entfernt über das mit seinen Riffen fast dreieckige Ngarik-Atoll hinweg. Die Eingeborenen beim Dorfe an der Ostspitze liefen durcheinander und schrien herauf. Aber man sah sie nur schreien, natürlich hörte man sie nicht. Dadurch, daß man ihre Aufregung nur sah, aber nicht hörte, hatte die Szene etwas völlig Unwirkliches an sich. Ich war oft geflogen, manchmal recht zwangsweise. Ich kann mich aber nicht erinnern jemals etwas so Unwirkliches und Gespenstisches gesehen zu haben, wie etwa vier Sekunden lang (wir flogen in der Sekunde hundertundfünf Meter) diese vergebens gestikulierenden Südsee-Insulaner auf ihrem einsamen Atoll.

„Eigenartig!" rief ich Gander zu. Wir hatten auf den Drehsesseln vorm jetzt nutzlosen Radarschirm Platz genommen. Die Motoren dröhnten.

„Was?" schrie Gander zurück.

„Eigenartig!"

„Nein!" rief Gander. „War noch nicht —."

„Was noch nicht?"

„Kapinga —."

„Meine ich ja gar nicht —."

„Wie bitte?"

„Das Atoll — längst vorbei — ei-gen-ar-tig —!"

„Doch", beharrte Gander, „— ist ein Radar —."

Da gab ich es auf. Eine Stunde später, als der Flug in dieser ratternden Schachtel zwanzig oder dreißig Meter über dem Ozean schon recht eintönig geworden war, wandte sich Gander an mich:

„Verdammt heiß!"

„Ja. Denke, daß Mrs. Gander nicht schlecht staunen wird!"

„Staunen — ich?"

„Nein, Ihre Frau!"

„Kann sein."

Je näher wir Kapingamarangi kamen, desto unruhiger wurde Gander. Schließlich wandte er sich wieder mir zu. Mit großer Mühe vernahm ich die Worte:

„Falsch aufgefaßt — Augenöffnen — strange guy — whoopwhoopwhoopwhoopwhoop —."

„Wie bitte?"

„Dennoch — muß sagen — don't be silly — whoopwhoopwhoopwhoopwhoop — —."

Da gab ich es abermals auf.

Aber Gander blieb hartnäckig, whoopwhoopwhoopwhoop ... Ich war müde von der Hitze und dem Lärm und dem langen Flug und allem. Warum nahmen wir nicht die Kopfhörer und baten den Feldwebel, uns an die Sprechanlage anzuschließen! Aber vielleicht ging das nicht. Da fiel mir auch ein, daß ich den Nagellack für Ipoipo vergessen hatte. Total vergessen! Und es fiel mir ein, daß Gander möglicherweise etwas unerhört Wichtiges mitteilen wollte. Ja — mir schon mitteilte! Der Schlüssel zu allem! Unerhörte Dinge ...

Whoopwhoopwhoopwhoopwhoop . . . Gander sah mich ruhig an. Auf einmal war mir völlig klar: Gander redete sich das von der Seele! Er mißachtete den Motorendonner, und ich neigte mein Ohr zu Gander. Sein Schnurrbart klappte wie ein kleiner Vogel auf und ab. Er hob seine Hände und formte gelassene Figuren zu bedeutenden Worten. Sein Haupt neigte sich schräg und Bitternis floß ihm von den Lippen. Ich sah die Worte im Dröhnen der Motoren von seinen Lippen strömen und erriet ihren Sinn, aber ich konnte den Sinn der einzelnen Worte nicht zusammenfügen.

In diesem Augenblick trat der Feldwebel in seiner blauen Uniform zu uns. Mit Kopfnicken und Gebärden wies er in den kleinen Navigationsraum. Dort waren der Funker und der Subpilot über Luft- und Seekarte gebeugt. Der Lärm war hier vorn nicht so dröhnend wie am großen Radartisch, der sich auf der Höhe zwischen den beiden Motoren befand. Den Geräten macht das offenbar nichts aus. Roboter sind unempfindlich. Ja, und mit der Luftkarte, damit war eigentlich nicht viel anzufangen hier ...

„Wir hätten schon längst Kapingamarangi erreichen müssen!" schrie uns der Pilot zu. Wahrscheinlich — einige Strich — zu westlich! Müssen steigen — Sicht gewinnen ..."

Wir finden Kapingamarangi nicht

Wir stiegen.

Wir stiegen lange und so hoch, daß die lange Dünung des Ozeans zu winzigen Rippelwellen zusammenschmolz. Aber wir sahen kein Kapingamarangi. Wir sahen überhaupt kein Atoll und keine Insel in der zunehmend bleiern werdenden, heißen Wasserwüste. Wir flogen durch dichte Schleier, und darüber wurde die Sonne um so klarer. Aber im Nordwesten standen hochgetürmte Wolkenbänke, und die Wolkenschicht unter uns wurde immer dichter und dunkler. Wir stießen dann wieder durch diese untere Wolkenschicht hindurch.

Aber wir fanden Kapingamarangi nicht.

Wir fanden nur unseren eigenen schwachen Schatten auf dem Spiegel des Ozeans, weil hier und dort die Sonne den Schleier noch matt durchdrang.

Wir stiegen dann wieder und flogen in großer Höhe gewaltige Schleifen, um vielleicht hier und dort einen Durchblick zu gewinnen. Wir waren schon drei Stunden in der Luft und hatten

Fortsetzung auf Seite 28



In den Sternen steht's geschrieben!

30. MÄRZ – 5. APRIL 1953



Otto v. Bismarck 1. 4. 1815

WIDDER (21. März bis 20. April)

21. bis 31. März: Überlassen Sie das Sorgen um die fernere Zukunft jetzt einmal anderen. Versuchen Sie etwas mehr Gegenwartsmensch zu sein. Es lohnt sich. 1. bis 10. April: Nicht blindlings vertrauen; sich nicht exponieren und keine Entscheidungen herausfordern. In ein paar Tagen ist alles wieder in Ordnung. 11. bis 20. April: Neptun spukt reichlich mysteriös durch diese Woche. Sie dürfen jedoch gute Miene zum bösen Spiel machen, denn er kann Ihnen nichts anhaben.



Alfred Krupp 26. 4. 1812

STIER (21. April bis 20. Mai)

21. bis 30. April: Es klappt eigentlich alles recht gut. Bleiben Sie so besonnen und umsichtig in Ihrem Handeln. 1. bis 10. Mai: Im Beruf gibt Merkur Ihnen beachtlichen Auftrieb; Uranus schickt nette kleine Überraschungen und Mars hält Ihnen die Stange, falls es zu Zwistigkeiten kommen sollte. 11. bis 20. Mai: Wie ist das mit den Sorgen und dem Likör? Gegen letzteres wäre nichts weiter einzuwenden. Und auch die Sorgen werden vergehen.



Richard Wagner 25. 5. 1813

ZWILLINGE (21. Mai bis 21. Juni)

21. bis 31. Mai: Eine Woche, die Sie Ihren privaten Neigungen unterwerfen dürfen. 1. bis 10. Juni: Für Rechtsstreitigkeiten ungeeignete Tage. Dagegen dürfen Sie sich im Heim, in der Familie, im Bewußtsein Ihres Glückes sonnen. 11. bis 21. Juni: Wenn jetzt kein Grund zum Glücklichsein ist! Saturn sorgt für das materielle Wohl. Neptun für die seelische Aufgeschlossenheit. Und Venus tut das ihre.



Friedr. Klopstock 2. 7. 1724

KREBS (22. Juni bis 22. Juli)

22. Juni bis 1. Juli: Die Ihnen angeborene Häuslichkeit wird diese Woche die Basis für schöne Stunden sein. 2. bis 10. Juli: Eine gewisse Unsicherheit im Handeln wird sich wohl bemerkbar machen. Vertrauen Sie jedoch auf Mars, der Ihnen im entscheidenden Moment wertvollste Stütze sein wird. 11. bis 22. Juli: Vorsicht! Keinen Täuschungen zum Opfer fallen. Womöglich läßt sich trotz aller Schwierigkeiten ein entscheidender Erfolg verbuchen.



Nicolaus Lenau 13. 8. 1802

LÖWE (23. Juli bis 23. August)

23. Juli bis 2. August: Nicht gleich mit der Türe ins Haus fallen. Wenn Sie jetzt etwas erreichen wollen, fangen Sie es diplomatisch an. 3. bis 13. August: Sich in geschäftlichen Angelegenheiten nur jetzt nicht zersplittern. Mit einiger Zielsicherheit läßt sich im Augenblick eine ganze Menge erreichen. 14. bis 23. August: Umwälzende Neuerungen stehen für Sie auf dem Plan. Vielleicht auch in der Liebe.



J. W. v. Goethe 28. 8. 1749

JUNGFRAU (24. August bis 23. September)

24. August bis 2. Sept.: Kleine Freuden werden Sie überraschen. 3. bis 13. Sept.: Wenn Sie an alle beruflichen Fragen mit der Ihnen augenblicklich selbstverständlichen Verbindlichkeit und Sachlichkeit herangehen, dürften Sie beneidenswerte Erfolge erzielen. 14. bis 23. Sept.: Spannungen, die absolut zum Gelingen großer Dinge gehören, werden Sie momentan nicht verschonen.



Carl Peters 27. 9. 1856

WAAGE (24. September bis 23. Oktober)

24. Sept. bis 3. Okt.: Ein bißchen Toleranz, und es lebt sich leichter. 4. bis 13. Okt.: Versuchen Sie die Objektivität aufzubringen, die notwendig ist, um ein paar kritische Tage ohne größere Schäden wieder los zu werden. 14. bis 23. Okt.: Es könnte zu Zerwürfnissen kommen, die Sie bedauern müßten. Haben Sie Freunde, meiden Sie sie aus Rücksicht. Haben Sie Feinde, meiden Sie sie aus Vorsicht.





Martin Luther 10. 11. 1483

SKORPION (24. Oktober bis 22. November)

24. Okt. bis 2. Nov.: Diese Woche wird Ihnen die beschauliche Seite des Lebens reizvoll servieren. 3. bis 12. Nov.: Jetzt ist er Ihnen wohl sicher, der Erfolg, auf den Sie nun lange hingearbeitet haben. Fast wie von selbst löst sich der Knoten, der so unentwirrbar schien. 13. bis 22. Nov.: Im Übereifer nicht über das Ziel hinausschießen. dann wird Jupiter Ihnen zu einem glanzvollen Erfolg verhelfen.





Werner Siemens 13. 12. 1816

SCHÜTZE (23. November bis 21. Dezember)

23. Nov. bis 2. Dez.: Nicht mit Gewalt am Vergangenen kleben. Die Patina der Zeit tut das ihre, wenn Sie nur den guten Willen dazu mitbringen. 3. bis 12. Dez.: Warum ins selbe Horn blasen wie die anderen? Sie sollten jetzt ruhig den Mut zur Eigenwilligkeit haben. Damit dürften Sie sich zweifellos den Erfolg gesichert haben. 13. bis 21. Dez.: Eine Liebesbindung kann dauerhafte Form annehmen.



v. Droste-Hülsh. 14. 1. 1797

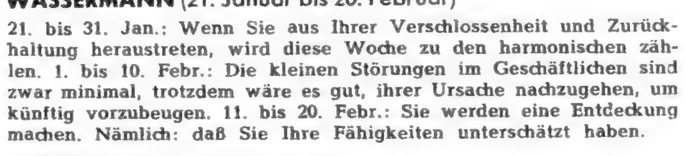
STEINBOCK (22. Dezember bis 20. Januar)

22. bis 31. Dez.: Sie laufen Gefahr, sich durch übertriebene Sachlichkeit um schöne Stunden zu bringen. 1. bis 10. Jan.: Im Heim geht nicht alles ganz nach Wunsch. Der berufliche Erfolg entschädigt Sie jedoch für manches. 11. bis 20. Jan.: „Und geht dir im Leben einmal etwas daneben, denk nicht lang darüber nach, lach ein bissel . . ." In ein paar Tagen ist nämlich alles wieder vorbei.



Friedr. d. Große 24. 1. 1712

WASSERMANN (21. Januar bis 20. Februar)

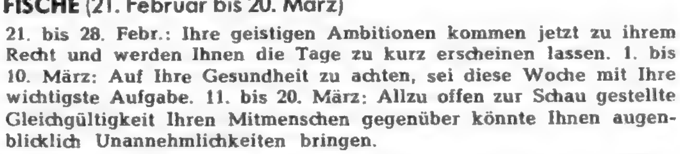


21. bis 31. Jan.: Wenn Sie aus Ihrer Verschlossenheit und Zurückhaltung heraustreten, wird diese Woche zu den harmonischen zählen. 1. bis 10. Febr.: Die kleinen Störungen im Geschäftlichen sind zwar minimal, trotzdem wäre es gut, ihrer Ursache nachzugehen, um künftig vorzubeugen. 11. bis 20. Febr.: Sie werden eine Entdeckung machen. Nämlich: daß Sie Ihre Fähigkeiten unterschätzt haben.



Carl Schurz 2. 3. 1829

FISCHE (21. Februar bis 20. März)



21. bis 28. Febr.: Ihre geistigen Ambitionen kommen jetzt zu ihrem Recht und werden Ihnen die Tage zu kurz erscheinen lassen. 1. bis 10. März: Auf Ihre Gesundheit zu achten, sei diese Woche mit Ihre wichtigste Aufgabe. 11. bis 20. März: Allzu offen zur Schau gestellte Gleichgültigkeit Ihren Mitmenschen gegenüber könnte Ihnen augenblicklich Unannehmlichkeiten bringen.



LEDERSTRUMPF 2. TEIL: 15. FOLGE

Der letzte Mohikaner

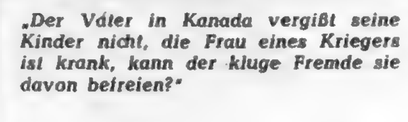
Die Aufmerksamkeit der Wilden wurde durch die Einbringung des Gefangenen von Heyward abgelenkt. Nach indianischer Sitte war ein Verfolgter, der den Totempfahl erreichte, so lange sicher, bis der Stammesrat über sein Schicksal entschieden hatte. Dies war Unkas gelungen.















über fünfhundertfünfzig Meilen zurückgelegt. Das schrie uns der Pilot zu, den Kopfhörer von den Ohren über die Schläfen geschoben, und die künstlichen Hörermuscheln wackelten mehr als seine Ohren selber, als er uns alles zuschrie. Wären wir von Ponape aus genau so lange nach der anderen Richtung geflogen — ziemlich genau Nordost — wären wir geradewegs über das Wasserstoffbomben-Exerziergelände von Eniwetok geraten ...

Still und unheimlich schnell schoben sich die dunklen dichten Wogenwolken ineinander zwischen uns und dem Ozean. Wir waren jetzt so hoch, daß die Sonne aus eiskaltem Weltenraum klar und glühend auf unsere Leichtmetallwände brannte, da hilft keine Klimaanlage. Die Sonne brannte vom dunklen Zenit auf das Wolkenmeer des Monsuns, das so schwarz wogte, daß der Schatten unseres Flugzeugs nur sichtbar wurde, wenn er schnell über einen helleren einsam herausragenden Nebelgipfel glitt.

Dann erlosch die schmerzhafte Glut ohne Übergang. Hagel peitschte hart und hektisch an die Bullaugen und an die Scheiben der Kanzel. Das dunkle Wolkenmeer wurde grau und schloß sich um uns. Ein paarmal sackten wir schwer ab. Die Ohren brausten, weil wir nicht erst das Sauerstoffgerät benutzt hatten. Auf der Scheibe des Navigationsradars beim Funker erschien nicht die geringste Andeutung von Kapingamarangi.

Kapingamarangi war weg — einfach nicht mehr da.

Nachricht von der „Kauri Queen"

Der Funker versuchte, mit FT Schiffsstandorte hereinzubekommen. Vergebens. Nur Ponape und Truk meldeten sich. Welches Schiff verirrt sich in diese unbefahrenste Wasserwüste der Welt!

„Eins-siebenunddreißig Nord — Hundertvierundfünfzig-sechsundvierzig Ost!" schrie ich dem Piloten zu. Das ist die genaue Lage von Kapingamarangi.

„Wissen wir!" rief der Pilot zurück.

Leider aber war auf Kapingamarangi noch keine Radarantenne für das Nullkursanzeigegerät vorhanden. Vielleicht lag Kapingamarangi im Jahre dreitausend.

„Hilft nichts — müssen umkehren! Treibstoff wird knapp. Fliegen lieber neu an — morgen."

Auch der Funker kam mit Umkehrbefehl von Ponape. Das Wetter war nicht einmal besonders schlecht. In gleichmäßigem Grau und ohne viel Schwanken flogen wir zurück auf Nordkurs.

Da fing der Funker doch einen Schiffsspruch ein.

Es mußte aber ein sehr weit entferntes Schiff sein, es kam nur ein gestörter, belangloser Verkehr zustande. Der Funker drückte fast eine Viertelstunde auf seiner Taste herum, ehe er es aufgab. Ich sah dem Funker zu, wie er sich ärgerlich bemühte, im Krachen und Knattern von Ätheräonen mit tüt-tüt-tüt einen „Verkehr" zustande zu bringen. Ich fragte den Funker, ohne mir viel dabei zu denken, nach dem Rufzeichen.

Als er begriffen hatte, schrieb er auf einen Zettel:

G-D-D-Q.

Das Vierbuchstaben-Unterscheidungssignal der „Kauri Queen"! „Das ist die ‚Kauri Queen!'" schrie ich ihm zu. Der Funker hob den einen Hörer ab:

„Was?"

„Kauri Queen!"

„Nein — kommen ganz sicher hinunter ..."

Es war zum Verzweifeln. Was nützte uns allerdings noch ein Schiff, wenn wir ohnehin „ganz sicher hinunterkommen!" Was ging den Funker die „Kauri Queen" an. Ich bat ihn aber, sich wenigstens den Kurs dieses Schiffes wiederholen zu lassen, wenn auch noch so verstümmelt. Der Funker drückte auf die Taste und gab sich alle Mühe. Aber nach einer Weile lehnte er sich zurück und schrie mir ins Ohr:

„Unmöglich. Nur Q-T-C-Störungen. Dabei Atmosphäre normal. Frequenz auch von anderen Verkehren überlagert. Kann am anderen Ende der Welt sein. Hören Sie selbst —."

Er gab mir eine Muschel, und ich hielt das andere Ohr fest zu. Ich hörte nur Krachen und Knattern. Dazwischen allmählich schwache tüt-tüts in mindestens drei verschiedenen Tonarten. Einer von den drei verschiedenen tüt-tüts kam also von der „Kauri Queen!" Ich stellte mir Okada-san an der anderen Taste vor und vielleicht sang Blake gerade wieder ... Dann nahm mir der Funker die Muschel vom Ohr, um sich der Landungsoperation zu widmen.

Vor der Westküste Ponapes stießen wir durch die Wolken und flogen in fünfzig Meter Höhe über der toten Stadt Mtolenim hinweg mit ihren versunkenen Palästen, Straßen und Kanälen. Der Himmel war grau und diesig, die See draußen glatt. Wenige Minuten später setzten wir weich und schön auf.

Auf der Pier sagte Gander:

„Also — morgen hoffentlich besserer Anflug. Ich werde mich darum kümmern. Fühlen Sie sich nun — wohler?"

„Wohler — warum?"

Da sah mich Gander mit einem ganz unheimlichen Blick an. Mit einem Blick, der in Sekundenschnelle von ehrlicher Verzweiflung in Zynismus hinabstürzte. Er wandte sich wortlos ab, und ich blieb bestürzt zurück.

Auf Medschemen-Bai lag ein fremder Schoner mit einer australischen Flagge. Diese Tatsache lenkte mich etwas von meinem Nachdenken ab.

Aber bei Kulicke erwartete mich die größte Überraschung.

Wie leicht kann eine weiße Dame verlorengehen!

Merriman war bei Kulicke.

Jawohl, Merriman, der Dorftrottel von Kapingamarangi, beehrte uns mit seinem Besuch. „Nanu, wo bist du denn hergekommen?" fragte ich unwillkürlich Merriman.

Woher anders denn von Kapingamarangi, Master!" erwiderte Merriman würdig, und ich war etwas betreten, daß ich so dumm gefragt hatte. Merriman fragte niemals so dumm nach so etwas Selbstverständlichem.

Aus übergroßer Liebe zu mir hatte Merriman den Schoner bestiegen, der jetzt auf Medschemen-Bai lag. Nun war er da, und der Schoner gehörte Kapitän Henderson. Ich sollte diesen aufrechten Skipper, der nichts einzuwenden gehabt hatte, daß der nützliche Merriman auf seinem Schiff mitfuhr, noch an diesem sich neigenden Tage kennenlernen.

Merriman verlor sich in Einzelheiten abschweifender Art. Ich unterbrach ihn ungeduldig nach der unhöflichen Art der Weißen und fragte:

„Wo ist die weiße Missi?"

Da sah mich Merriman vorwurfsvoll an und sagte:

„Deshalb komme ich doch zu dir! Weißt du es nicht?"

„Um Gottes willen — nein — ist sie nicht mehr da?"

„Natürlich nicht."

„Wieso natürlich?"

„Weil sie mit Mode weg ist."

„Mit w e m — —"

„Mit Mode!"

Im ersten Augenblick dachte ich, ich müßte zu Gander laufen, um ihm das in einer seltsamen Mischung von Verschworensein und Triumph entgegenzuschleudern. Jedoch kam mir gleich das Häßliche oder Ungehörige dieser Regung zu Bewußtsein — und es überfiel mich mit aller Wucht. Ich sah die dreieckige Rückenflosse des Hais messerscharf die polierte Wölbung der Dünungswoge schneiden — und ich hörte den Jagd- und Jubelschrei Modes — dieses imponierenden Kanakenhäuptlings! In meiner ersten Regung fiel mir nichts Kindischeres ein, als Merriman zu fragen:

„Was hat die Missis angehabt?"

Merriman betrachtete mich aufmerksam und erstaunt.

„Was soll sie denn angehabt haben? Einen Sarong und auch, was sonst weiße Missis haben."

„Auch Schuhe?"

„Ja. Gummischuhe aus deinem Store."

„Natürlich. Wo sind sie denn hin?"

„Die Schuhe?"

„Nein doch — die Missi und Mode!"

„Na, mit der ‚Kauri Queen' — —"

„Mit der ‚Kauri Queen'?"

„Ja. Sie war doch hereingekommen. Gleich als der Wind weg war, Herr Gooddaymadam —"

„Herr Blake!"

„— Herr Blake und Kapitän Sukiyamasan haben nach dir gefragt. Sie haben sich anfangs mächtig gewundert und sind mit der fremden Missi und Ipoipo und Tayfu gewandelt. Dann ist aber nur noch Gooddayma — Herr Blake mit der Missi am Strand entlang gewandelt, und Mode hat abends davon gesprochen, Herrn Gooddaymadam den Hals umzudrehen, hihi."

Merrimans Bericht war nicht frei von Ironie. Ich verwies ihm diese streng.

„Aber Ipoipo hat es der weißen Missi gesagt. Die hat so gelacht, daß sich Mode geschämt hat. Dann haben sie die Kopra aufs Schiff übernommen. Dann hat sich die weiße Missi von Ipoipo und Tayfu und uns allen verabschiedet und hat versprochen, wiederzukommen. Mit Gooddaymadam ist sie an Bord gefahren. Aber Mode ist mit seinem Kanu hinterhergefahren und auch an Bord, und dann sind sie alle weg."

„Wohin?"

„Weiß es eben nicht genau! Sie sprachen davon, das weiße Schiff am ehesten in Guam zu treffen."

„Woher weißt du dann, daß w i r hier sind?"

„Das ist doch ganz einfach. Ich habe mein Ohr an ein paar Kokosnüsse gehalten. Eine hat gerauscht und mir gesagt, daß du in Ponape bist. Das ist doch wirklich einfach! Ich mache gern einen Ausflug. Ich wollte dir das eine nur sagen — das mit Mode! Aber bei Ipoipo läßt du dich besser nicht blicken! Die bringt es fertig und kratzt dir noch einmal die Augen aus, hihi!"

Wieder per Anhalter

Die Nacht brach schnell herein. Ich eilte ins Gouverneursgebäude und bat um eine Audienz. Aber der Gouverneur war nicht da. Die Marineleute waren ja ganz freundlich, aber ein Platz im nächsten Kurierflugzeug nach Guam, damit sei es wohl nichts! Vielleicht ab Truk. Ab Truk lägen die Verhältnisse günstiger.

Was war nur in diesen verdammten Mode gefahren!

Ich fuhr zur „Ladylite" hinüber. Gander war nicht da. Er war mit Primrose beim Gouverneur, der auch nicht da war. Manchmal ist eben überhaupt keiner da. Ich erwischte aber Walcott und erklärte ihm die neue Lage. Der neue Anflug morgen früh sei hinfällig. Auch ich müßte schnell einmal nach Guam. Ich bildete mir das allen Ernstes ein.

Warum hatte die „Kauri Queen" nicht Ponape angelaufen? Warum hatten sie mir nicht einmal über Kulicke einen Routine-Funkspruch zukommen lassen! Die Mariner nahmen das ganz gern auf und gaben es weiter.

Aber da war kein Funkspruch.

In Kulickes trübem Store traf ich den australischen Skipper. Er war zum erstenmal von Rabaul die lange Reise hier herübergekommen und hatte Ladung für Truk.

Wegen des günstigen Wetters wollte dieser Skipper noch in der Nacht weiter, er war ganz erpicht darauf, weiterzukommen. Er sagte gerade „Cheerio!" zu Kulicke, und ich fragte den Skipper, ob ich nicht gleich mitfahren könnte ...

„Warum nicht!" erwiderte der Australier ...

Fortsetzung folgt

Die „Deutsche Jllustrierte" erscheint wöchentlich im Verlag der Jllustrierten Presse GmbH., Stuttgart W, Forststraße 131, Telefon: 680 58, 680 59 u. 672 15. Postschließfach 688. Telegramm-Adresse: Jllupress. Herausgeber: L. Gentner, Verlagsleiter: Dr. Rolf Kummer.

Chefredakteur: Dr. Klaus Bloemer
Stellvertr. Chefredakteur: Oscar Saile
Chefkorrespondent: Karl Klaus Krebs
Bonner Korrespondent: Hellmut Prinz
Hamburger Korrespondent: Helmut Bibow

Verantwortliche Redakteure: Klaus-Jürgen Frank; Friedrich C. Piepenburg; Joachim Schilling.
Herstellung: Walter Remus.

Anzeigen: Walter Schwarz, z. Zt. gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Karl Kammel, Wien III., Henslerstraße 3. — Bezugspreis monatlich DM 2.00 zuzüglich Zustellgebühr. — Verkaufspreis: in Italien 100 Lire, in Österreich 3.50 Schilling, in der Schweiz —.60 Fr., in Schweden 70 Öre. — Bei Störungen infolge höherer Gewalt sind Ersatzansprüche ausgeschlossen. Unverlangte Manuskripte nur zurück, wenn Porto beiliegt. — Rotationskupfertiefdruck Belserdruck Stuttgart W, Augustenstr. 13/15. — Das Führen der Zeitschrift in Lesezirkeln ist nur mit jederzeit widerruflicher Genehmigung des Verlages zulässig. Mit Namen gezeichnete Berichte stellen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion dar.





Fortsetzung von Seite 14

Mein Onkel Joseph Stalin

„Weshalb ist er bloß so reserviert geworden, so schweigsam?" fragte ich sie. „Geht es ihm wirklich so schlecht?"

Niemand wußte besser als Swetlana, was Stalin wirklich dachte, was in seinem Kopf vorging.

„Es stimmt, daß seine Gesundheit durchaus nicht zufriedenstellend ist", meinte sie. „Es ist ihm klar geworden, daß er die harte Arbeit, wie er sie während des Krieges betrieb, nicht mehr lange durchhalten kann. Er muß sich schonen. Und jetzt, wo der Sieg vor der Tür steht . . ."

„Aber die ganzen diplomatischen Verhandlungen nach dem Siege?"

„Das macht Molotow. Papa hat vollständiges Vertrauen zu ihm."

„Ich glaubte nicht, daß er über Molotows Fähigkeiten eine so günstige Meinung habe."

Swetlana zuckte mit den Schultern. „Siehst du, Budu, das ist so: Papa meint, das Politbüro müsse lernen, mit unserer internationalen Politik fertig zu werden, unter Molotows Führung, durch Mehrheitsbeschluß, ohne sein Dazwischentreten. Sie müssen eine Einheit bilden, denn bei seinem jetzigen Gesundheitszustand muß an alles gedacht werden und Papa hat Angst, ein gespaltenes Politbüro zurückzulassen. Das wäre ein zu großes Risiko für ganz Rußland."

„Aber wenn er sie ohne seine Führung arbeiten läßt, nur damit sie die Arbeit in außenpolitischen Fragen kennenlernen, ist doch die Gefahr viel zu groß, daß sie irreparable Fehler begehen!"

„Sie sind immer wieder gutzumachen, solange Papa noch da ist. Er kann alles mit einem Federstrich wieder in Ordnung bringen, wenn es sein muß. Doch in der Zwischenzeit sieht er zu, um herauszufinden, welche Umbesetzungen im Politbüro nötig sind, um die Sicherheit unseres Landes im Falle seines Todes zu gewährleisten. Und wenn er sie völlig ungehindert handeln läßt, kann er die Bestrebungen jedes einzelnen am besten erkennen. Nur so ist er sicher, selbst keinen Fehler zu machen."

„Dann will er also das Politbüro umbesetzen?"

„Nicht gerade das . . ." Swetlana zögerte. Ich hatte den Eindruck, daß sie glaubte, schon zu viel gesagt zu haben. Aber nachdem sie schon so weit war, schien sie auch willens, den Rest zu erzählen.

„Das Politbüro wird reformiert werden, auf dem nächsten Parteikongreß. Es ist zwar das Erbe Lenins, nichts zu ändern, aber einmal sagte Papa, daß der nächste Kongreß erst acht bis zehn Jahre nach Kriegesende einberufen werden sollte."

„Hat Onkel Joseph feste Pläne über die Umbesetzung?"

Sie wurde toternst und sagte: „Ich habe keine Ahnung. Das ist sein Geheimnis". Das war alles, was aus ihr herauszubekommen war.

Am 11. April war Stalin noch immer in der Sana. Es war ein herrlicher Tag. Ich spielte mit ihm am Morgen Schach und verlor innerhalb einer Stunde drei Partien. Wenn er auch krank sein mochte, so war er doch immer noch ein Meister in dieser Art Denksport. Danach unterhielt ich mich etwas mit ihm und fragte, ob er noch jagen gehe.

„Sehr, sehr selten:"

„Was hälst du von einer Angeltour?"

Er war von der Idee begeistert. Und so fuhren wir dann am nächsten Morgen aufs Meer hinaus, in einem kleinen Boot. Da der Krieg noch nicht zu Ende war, hielten wir es für besser, nahe der Küste zu bleiben. Plötzlich sahen wir Poskrebyschew, der uns zuwinkte. Molotow sei am Apparat und bestehe — trotz der strikten Anweisung, daß Onkel Joseph nicht gestört werden dürfe — um jeden Preis darauf, mit ihm persönlich zu sprechen.

Der Anruf hatte meinen Onkel aus seiner guten Stimmung gerissen. Er fragte: „Was will er denn überhaupt?"

Poskrebyschew erklärte umständlich, daß Roosevelt ein Telegramm geschickt habe, wohl über die Verhandlungen zwischen dem amerikanischen Kommando und den deutschen Generälen in Italien. Es sei an Stalin adressiert gewesen. Molotow hatte die Vollmacht, derartige Telegramme mit der Unterschrift meines Onkels zu beantworten, doch er wollte in diesem Falle nicht die Verantwortung allein auf sich nehmen. Es mußte eine ziemlich ernste Angelegenheit sein.

„Ich habe ausdrücklich gesagt, ich will nicht gestört sein. Das hätten Sie doch genau so gut beantworten können, Poskrebyschew!"

„Molotow weiß, daß ich oft an Ihrer Stelle antworte", sagte der Sekretär. „Er hat mich extra gewarnt. Er will nicht persönlich dafür verantwortlich sein, wenn es irgendein Mißverständnis gibt. Er will Sie persönlich sprechen."

„Ein merkwürdiger Mensch! Wir werden wahrscheinlich noch einen Rechtsanwalt hinzuziehen, der unsere Unterhaltung bestätigt. Sein einziger Wunsch ist, die Verantwortung auf andere abzuwälzen", sagte mein Onkel lächelnd.

„Er meinte, daß der Ton der Rooseveltschen Botschaft ziemlich unfreundlich sei", fuhr Poskrebyschew fort. „Er ist der Ansicht, daß wir sofort klar und energisch antworten müßten."

„Wir können uns Roosevelt gegenüber keinen feindseligen Ton leisten", sagte Stalin nachdenklich. Und dann: „Also gut, sagen Sie Molotow, daß ich ihn in einer Viertelstunde anrufen würde."

Zu mir gewendet: „Zum Weinen. Aus unserem Angeln wird wieder nichts. Wir haben eben kein Glück."

Am Nachmittag sah Onkel Joseph erschöpft und verärgert aus. Ich wagte nicht, ihn zu fragen, was passiert sei. doch Swetlana erzählte mir später, daß der verletzende Ton Roosevelts ihn bestürzt habe. Er habe erklärt, es müsse alles getan werden, um den Präsidenten zu beruhigen. Beim Abendessen wurde dann beschlossen, wenigstens am nächsten Tag die Angelpartie durchzuführen.

Ich stand schon um sechs Uhr auf. Als ich herunterkam, um mit meinem Onkel zum Bootssteg zu gehen, begrüßte mich Swetlana: „Das Angeln

fällt wieder ins Wasser. Papa fährt in einer Stunde nach Moskau zurück."

„Was ist denn los", fragte ich.

„Molotow befürchtet, daß es ernstlich Schwierigkeiten zwischen uns und unseren Alliierten geben kann", erklärte sie kurz. „Er lehnt es ab, die volle Verantwortung für die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Papa muß sich wieder in die Sielen legen."

„Wovor hat denn Molotow Angst? Etwa vor dem verletzenden Ton des Telegramms?"

„Nein", sagte sie, „aber gestern ist Roosevelt gestorben."

Der Tod Roosevelts und die damit verbundenen diplomatischen Schwierigkeiten standen am Ende einer Kette von Ereignissen, deren Anfang ich im Juni 1941 in Stalins Villa in Sotschi miterleben konnte. Ich hatte damals Urlaub, und bevor ich nach Moskau zurückreiste, lud mich Onkel Joseph zu einer Angelpartie ein. Es war 4 Uhr 30 morgens am Sonntag, den 22. Juni. Wir trafen uns am Tor der Villa Nadescha. Stalin trug einen breitrandigen Strohhut, wie er bei den Bauern Georgiens zum Schutz gegen die Sonne während der Erntezeit gebräuchlich ist.

Es war offensichtlich keine reine Erholungstour, denn Stalins Sekretär, Poskrebyschew, der tags zuvor aus Moskau gekommen war, begleitete ihn, unter dem Arm einen gewaltigen Packen Akten, die Molotow zur Einsichtnahme an Stalin mitgeschickt hatte. Zu unserer kleinen Gruppe gesellte sich noch der Steuermann der Angeljacht, ein Seemann namens Martschenko, der die Angelruten und Fischkörbe trug.

„So früh aufgestanden, Budu? Noch müde?"

„Nein, ich gehe gerne angeln", erwiderte ich.

„Es ist eine Schwäche unserer Familie", meinte er. „Meine Kinder haben sie leider nicht geerbt. Wassilij und Swetlana wollten mich nicht begleiten. Aber ich freue mich, daß du mitkommst. Es erinnert mich an unsere Fischzüge vor Baku und Batum in meiner Jugend. Ich fühle mich um fast 40 Jahre jünger."

Drei Wachtposten folgten uns. Sie sollten in einiger Entfernung von uns kreuzen für den Fall, daß wir Schutz oder Hilfe bräuchten.

„Aber kommt ja nicht zu nahe", drohte Stalin, „ihr verscheucht uns sonst die Fische, bleibt 200 Meter weg."

„Sehr wohl, Genosse Stalin", sagte Kapitän Karazow, der Rangälteste unter der Wachmannschaft.

Um 5 Uhr gingen wir in See. Das Meer bot einen herrlichen Anblick. Auf den Wellen spiegelten sich die ersten mattgelben Strahlen der Morgensonne. Mein Onkel atmete die frische Brise in tiefen Zügen. Die Freude stand ihm im Gesicht geschrieben. Er blickte auf seinen Kompaß, den er am Gürtel trug, und gab Martschenko einige Befehle.

„Ich kenne ein großartiges Fischwasser, es wimmelt nur so von Lachsen und Makrelen."

Das Boot hielt Kurs auf Stalins Lieblingsfischgründe, die etwa 5 Kilometer entfernt waren. Es ging ziemlich rasch vorwärts. Die Brise wurde unangenehm kühl, ich schauderte etwas.

„Kalt, Budu? Du solltest dich schämen. In diesem Alter friert man noch nicht. Und außerdem haben wir Sonne."

„Sie steht noch nicht hoch genug", meinte ich. „Sie wärmt noch nicht."

„Aber natürlich wärmt sie. Wir haben Sommersonnenwende. Heute war um 3 Uhr 46 Sonnenaufgang."

„Verzeihung", warf Poskrebyschew ein. Er hatte ein Notizbuch gezogen und sagte mit maliziöser Betonung: „Die Sonne ging heute um 3 Uhr 45 auf."

„Sind Sie sicher?"

„Bitte, hier steht es." Und zu mir gewendet fuhr er fort: „Sehen Sie, Genosse Swanidze, man hat's nicht leicht als Sekretär des Genossen Stalin, er will immer alles selber sehen."

Während wir noch über dem Fischwasser kreuzten, um die beste Stelle ausfindig zu machen, stellte ich sehr zu meiner Überraschung fest, daß das Wachboot uns nicht mehr folgte. Ganz im Gegenteil, seine Umrisse am Horizont wurden immer kleiner. Ich machte die andern darauf aufmerksam.

„Das ist aber merkwürdig", sagte Poskrebyschew, „warum kommen die nicht hinterher?"

„Zum Teufel mit ihnen", sagte Stalin. „Wozu brauchen wir sie hier, es ist sowieso ungefährlich."

Doch plötzlich kam das Boot in voller Geschwindigkeit wieder auf uns zugebraust. Die Antenne der Radioanlage wuchs zusehends in den Himmel. Stalin sah verärgert aus.

„Verdammt, ich habe ihnen extra gesagt, nicht zu nahe heranzukommen!"

Das Wachboot kam in großem Bogen Seite an Seite mit uns. Kapitän Karazow rief zu uns herüber: „Genosse Stalin, eine dringende Botschaft, die ich gerade von der Villa Nadescha bekommen habe. Genosse Molotow hat aus dem Kreml gedrahtet, daß deutsche Truppen in unser Gebiet einmarschiert sind. Entlang der ganzen Grenze entwickeln sich Schlachten. Genosse Molotow wartet auf Instruktionen!"

Ich sah meinen Onkel an. Sein Gesicht blieb unverändert, er ließ sich nichts anmerken. Er beugte seinen Kopf etwas vor und starrte ins Wasser, als könnte er dort die Worte der Molotow'schen Botschaft lesen. Dann zog er, als ob nichts geschehen sei, seine Leine ein, an der ein Fisch zappelte.

Karazow stand noch stramm. Er wartete auf eine Antwort. Seine steife Haltung stand in sonderbarem Kontrast zum Anblick der Fischerboote auf dem sonnenübergossenen Meer.

Mechanisch entfernte Stalin den Haken aus dem Fischmaul und warf die Beute in einen der Körbe. Er schien tief in Gedanken versunken zu sein. Wir andern standen wie vom Blitz getroffen. Am bemitleidenswertesten sah Poskrebyschew aus. Er hatte in den Verhandlungen mit Ribbentrop eine bedeutende Rolle gespielt. Jetzt zitterten seine Hände, und er zog seinen Kopf zwischen die Schultern wie eine Schildkröte.

Plötzlich gab sich mein Onkel einen Ruck. Mit kurzer Gebärde strich er das Haar zurück. Mit ruhiger, doch harter Stimme sagte er: „Hitler hat uns zum Narren gehalten. Ich hätte nicht geglaubt, daß er schon jetzt angreift!" Und nach einer kurzen Pause: „Wir haben alles getan, um Krieg zu vermeiden. Aber jetzt haben wir keine andere Wahl. Wir müssen den Kampf annehmen, den Kampf um Leben oder Tod. — Poskrebyschew, Sie gehen mit dem Wachboot an Land. Molotow soll mir alle 45 Minuten einen genauen Frontbericht geben. Ich bin in einer Stunde in der Villa."

Fortsetzung folgt

Wenn die Begum lächelt

Fortsetzung von Seite 9

sich im stillen, wenn sie die religiöse Übung mit dem sonstigen Lebensstil Aga Khans vergleicht. Aber nach vielen Fragen und Gesprächen mit dem Prinzen wächst ihr Verständnis und — ihre Neugier.

Die streng katholisch erzogene Südfranzösin gewinnt Interesse für die Lehre Allahs. Sie spürt den Trost, der aus den Suren des Korans an ihr Herz rührt. Der Imam der Ismaeliten ist ihr ein guter und kluger Lehrmeister. Ganz allmählich reift in Yvette Labrousse ein entscheidender Entschluß.

Eines Nachmittags, während sie das Motorboot am Ufer des Genfer Sees entlangsteuert, spricht sie ihn aus. Mit beinahe mädchenhafter Scheu gesteht sie dem überraschten Aga Khan:

„Ich möchte zum Islam übertreten, mon prince, und Ismaelitin werden!"

Und so geschieht es, daß die katholisch getaufte Yvette Labrousse als Jüngerin Allahs und des Propheten endlich am 9. Oktober 1944 die Gemahlin des Prinzen Aga Khan wird und bei dieser feierlichen Zeremonie den Titel der Begum (Fürstin) erhält ...

Neugier um die Begum

Ein halbes Jahr später ist der Krieg zu Ende. Noch im Sommer 1945 kehrt Aga Khan mit seiner Gemahlin in die Villa L'Horizon auf dem Felsenriff bei Cannes zurück.

Der alte Herr entwickelt eine fieberhafte Geschäftigkeit. Stundenlang diktiert er Briefe und Telegramme, empfängt Besucher und schickt seine Sendboten nach Indien, dem Vorderen Orient und nach Südafrika. Ein großes Ereignis wirft seinen Schatten voraus: das diamantene Jubiläum Aga Khans als Imam (Gott) seiner Millionen Anhänger.

Die Begum lächelt, wenn sie von den nach und nach wieder an die Riviera zurückkehrenden Angehörigen des Geburts- und Finanzadels mit Fragen bestürmt wird.

„Sie wollen im nächsten Frühjahr nach Indien, Prinzessin? — Wann werden Sie fliegen? — Haben Sie sich schon mit dem Ritus der großen Feier vertraut gemacht? — Was werden Sie für einen Sari tragen? — Wieviel wiegt der Prinz jetzt? Fast zweieinhalb Zentner? O lala, das wird aber ein schöner Haufen Diamanten werden!"

Das festliche Jubiläum des Prinzen Aga Khan wird zum Tagesgespräch.

In der Halle des Hotels Carlton, im Spielkasino und auf der Croisette sind zu jeder Tages- und Nachtzeit Unterhaltungen wie diese zu hören:

„Aber, meine Liebe, Sie rätseln an den Zusammenhängen dieses märchenhaften Rituals herum?" Die zartgliedrige Lady hebt mißbilligend das Lorgnon an die kurzsichtigen Augen. Sie ist geneigt, über das Unwissen ihrer Gesprächspartnerin den Kopf zu schütteln.

Doch diese überspielt die Peinlichkeit der Situation mit geschmeidigem Geschick. Sie ist ein molliges Geschöpf, mit einem steinreichen Griechen verheiratet. Ihr lackschwarzes Haar umrahmt im Pagenschnitt das aparte Gesicht.

„Helfen Sie mir, Liebste", flötet sie bittend, „erzählen Sie mir von den Ismaeliten und ihrem Aga Khan ...".

Freiwilliger Tribut

Und die schmalhüftige Lady erzählt:

„Die Ismaeliten sind eine mohammedanische Sekte, deren Anhänger vorwiegend in Indien, Persien, dem Libanon, in Südafrika und auf Madagaskar leben. Als direkter Nachkomme Alis, des Schwiegersohnes von Mohammed, gilt ihnen Aga Khan als Gott. Er ist ihr geistiges Oberhaupt, ihr Symbol und zugleich Bindeglied zwischen den zerstreuten Glaubensgruppen. Vielleicht könnte man die Sekte mit einer Freimaurerloge vergleichen, deren Großmeister Aga Khan ist.

Rein äußerlich mit der Bevölkerung ihrer Gastländer verschmolzen, zahlen sie Steuern in den Ländern, in denen sie arbeiten. Darüber hinaus aber bringen sie freiwillig noch einen Tribut für ihren Imam auf. Es gibt für diesen „Zehnten" kein zwingendes Gesetz. Aga Khan hat auch keine Eintreiber und Finanzämter, keine Steuerfahnder und -strafen. Und doch entzieht sich keiner der Millionen Ismaeliten der von altersher übernommenen Pflicht. In ihnen allen lebt die uneingestandene Furcht, daß der Zorn des lebendigen Gottes sie tödlich treffen würde, wenn sie nicht zahlen. Ein Ismaelit, der sich vor dem Tribut drückt, hätte keinen Freund mehr; kein Glaubensgenosse würde je wieder an seinem Tisch Platz nehmen. Er würde geächtet und seine Seele müßte nach dem Tode im Körper eines Schweines hausen.

Im Jahre 1936, dem 50. Jahrestag seiner Göttwerdung, die nach ismaelitischem Gesetz durch den Tod seines Vaters eintrat, gaben die Gläubigen dem Aga Khan soviel Gold und Edelsteine, wie sein Körpergewicht betrug. Das gleiche soll nun im nächsten Frühjahr anläßlich des 60. Jahrestages wieder geschehen. Nur daß diesmal das ganze Körpergewicht des inzwischen beträchtlich schwerer gewordenen Prinzen in puren Diamanten aufgewogen wird ..."

Die Lady unterbricht ihre Erzählung, verabschiedet sich von dem Pagenköpfchen und eilt einem Herrn entgegen, der soeben das Hotel betritt.

Bombay rüstet zum Fest

Die Beamten der Stadtverwaltung von Bombay raufen sich die Haare. Die Märchenstadt soll Schauplatz der riesigen Feiern für Aga Khan werden. Für 70 000 Gäste braucht man Quartiere. Für mehr als hunderttausend Verpflegung. Wo soll das alles herkommen in der übervölkerten Stadt, aus dem hungerndem Indien?

Die Beauftragten Aga Khans müssen tief in den Beutel greifen, um die großzügigen Vorbereitungen zu finanzieren. In den Außenbezirken Bombays entstehen riesige Zeltlager. Ambulanzstationen und Krankenhäuser werden ge-

schaffen. 800 Köche müssen herbei, 150 Ärzte und mehr als 2000 Krankenschwestern. Inmitten der Zeltlager schachtet man große Becken aus, in denen die Gläubigen ihre Burnusse waschen können. Lange Lastwagenkolonnen bringen den Proviant herbei.

Bombay gerät in den letzten Februarwochen des Jahres 1946 in einen sich täglich steigernden Festtaumel. Die Postverwaltung muß zusätzlich Personal engagieren, um die Lawine von Paketen bewältigen zu können, die — mit Liebesgaben gefüllt und an die Adresse Aga Khans gerichtet — zu Zehntausenden eintreffen. Jeder gläubige Ismaelit fühlt sich verpflichtet, dem als Gott verehrten Prinzen ein besonderes Geschenk zu machen. Da kommen Füllfederhalter und Aschenbecher, Turteltauben und Rhesusäffchen, Statuen aus massivem Gold und handgewebte kostbare Tuche.

Und es kommen mit Sonderzügen und Flugzeugen, per Schiff und zu Fuß die Pilger, die für ihren Imam beten und ihm zujubeln wollen, wenn er den schweren Körper auf die Waage wuchtet, deren zweite Schale mit Diamanten gefüllt wird.

Die Herzen der Gläubigen schlagen doppelt für Aga Khan. Einmal aus Gründen des Glaubens, zum zweiten aus tiefer, echter Dankbarkeit. Denn jeder Ismaelit weiß, daß der Prinz die gewaltigen Steuersummen, die jedes Jahr zusammenkommen, nicht für sich verwendet, sondern sie der von ihm gegründeten „Investiment Trust Company" zuführt. Das ist eine Bank, die überall dort, wo größere Gruppen von Ismaeliten leben, eigene Filialen hat. Sie tritt als Kreditgeber für die vorwiegend im Handels- und Exportgeschäft tätigen Anhänger Aga Khans in Erscheinung und finanziert die großen sozialen Projekte des Imam: Spitäler, Seuchenstationen, Schulen und Lehrinstitute.

Blitzgespräch mit Oppenheimer

Das Aufwiegen in Diamanten ist nur eine symbolisch-rituelle Handlung. Das durch die zwei, drei Zentner Diamanten repräsentierte Kapital entstammt den üblichen Steuern und wird nach Abschluß der Feierlichkeiten in harter Valuta der „Investiment Trust Company" überwiesen. —

Die Begum hat die schönen, kräftigen Hände in den Schoß gelegt und lauscht aufmerksam den Ausführungen des Prinzen.

„Diamanten sind eine kostbare Ware", sagt er gerade und winkt dem indischen Diener, daß er ihm noch etwas Tee nachschenke. „Ihr Preis schwankt an den Edelsteinbörsen in Antwerpen, New York und London nicht weniger als die Kurse der Industrieaktien. Wenn ich jetzt für das Fest in Bombay gut zweieinhalb Zentner Diamanten aufkaufen lasse, wird durch die Verringerung des Vorrates der Preis mächtig in die Höhe schnellen. Und wenn ich das Zeug in vier Wochen wieder absetze, um das Kapital zu realisieren, werden die Preise elend stürzen. Ich meine, man sollte die braven Diamanthändler nicht unnötig in Schwierigkeiten bringen."

Aga Khan schiebt seine Tasse beiseite und furcht die Stirn in angestrengtem Nachdenken.

Lautlos tritt der Boy an den Platz der Begum heran und serviert ihr den Tee. Es ist mohammedanischer Brauch, daß die Hausfrau den Tee erst trinken darf, wenn der Herr des Hauses keinen mehr mag.

„Ich werde mit Sir Oppenheimer sprechen", schließt der Prinz seine Überlegungen ab. Er drückt auf den weißen Klingelknopf zu seiner Rechten.

Als die rothaarige Sekretärin erscheint, gibt er ihr die Anweisung: „Miß Ginger, melden Sie sofort ein Blitzgespräch mit Sir Oppenheimer in London an!"

Zehn Minuten später ist London am Apparat.

„Hier Diamant-Syndikat, Sekretariat Sir Ernest Oppenheimer ..."

„Bitte geben Sie mir Sir Ernest persönlich, this is Aga Khan speaking ..."

Leihgabe aus dem Syndikat

Der Prinz begrüßt den Seniorchef der größten Diamantgesellschaft der Welt mit vertrauter Herzlichkeit. Nach dem Austausch der üblichen Floskeln trägt er ihm seinen Plan vor.

„Wissen Sie, Sir Ernest, ich möchte einen Alarm an den Diamantenbörsen vermeiden. Andererseits kann das Fest in Bombay nicht ohne Diamanten steigen. Wollen Sie mir die zweieinhalb Zentner, die wir etwa brauchen werden, nicht aus Ihrem Tresor zur Verfügung stellen? Ich übernehme natürlich jedes Risiko! Wird sich machen lassen? Na wunderbar! Ich schicke Ihnen morgen einen Beauftragten, mit dem Sie alles besprechen können. ‚Lloyds' soll die Transportversicherung übernehmen. Klar? Ausgezeichnet! Schönsten Dank, Sir Ernest. Im Herbst werde ich vielleicht wieder in London sein. Dann sind Sie in Südafrika? Egal, irgendwo werden wir uns schon mal wieder treffen. Bye, bye, Sir Ernest ..."

Ein Schiff der königlich-britischen Flotte, HMS. „Derbyshire", übernimmt einige Tage später die wertvolle Ladung und eine Spezial-Bewachungsmannschaft. Den letzten Teil der Reise, von Basra nach Bombay, sollen die in feste Säcke verpackten Schreine voll Diamanten im Rumpf eines Sunderland-Flugbootes machen.

Flug ins Märchenland

Auf dem Flug von Nizza nach Bombay macht Aga Khan kurze Rast in Karachi. Von hier aus sollen seine persönlichen Gäste mit Sonderflugzeugen nach Bombay gebracht werden. Zuvor aber will er mit der Begum hinaus vor die Stadt fahren, um ihr das Haus seiner Väter zu zeigen.

Die Begum kann die Fülle der Eindrücke dieser Reise schon jetzt kaum noch verarbeiten. Aber trotz aller Abspannung erscheint auf ihrem Gesicht immer wieder das strahlende Lächeln, das die Menschen in seinen Bann schlägt und den Prinzen fröhlich macht, sobald er es bemerkt.

„Märchenland Indien", lächelt die Begum ihren Gemahl an, als sie den schimmernden Sari zusammenrafft und den Fuß von der Gangway herunter auf den sandigen Boden des Flugplatzes von Karachi setzt.

„Das Märchenland für die Märchenfee", entgegnet Aga Khan galant. „Laß dich vom Zauber meiner Heimat umfangen, Yaki ..."

Fortsetzung folgt

Die spannendste Geschichte, die je erzählt wurde

Ton mischte, wurde er in späteren Erdepochen zu Schiefer zusammengepreßt. Wo über die Kalkreste dieser Tierfriedhöfe später Lava geflossen ist, entstand Marmor. Vielleicht ist ein Grabstein aus Marmor von einer besonders ergreifenden Symbolik, denn er predigt allein schon durch seine Entstehungsgeschichte ein eigenes Kapitel von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Das Silur wird aber auch noch durch ein besonderes Ereignis ausgezeichnet: Durch das große Experiment zum Wirbeltier. Wurmhafte Nackttiere schufen sich zum erstenmal das Rückgrat, das sich aus einem knorpeligen Strang entwickelte und durch fortschreitende Verkalkung und Verknöcherung immer stärker wurde. Erst das Rückgrat ermöglichte eine Entwicklung nach oben bis zum Menschen hin. Es gibt den Fleischteilen eine feste Stütze. Es schafft eine größere Beweglichkeit dadurch, daß es zwischen den Gehwerkzeugen als Brücke dient. Erst das Rückgrat war die Voraussetzung dafür, daß sich später größere Landtiere entwickeln konnten

Doch bis dahin war noch lange Zeit. Denn im Silur tauchen vorher die ersten, wenn auch noch spärlichen Fische auf. Es waren Panzerfische, die noch keine Schuppen hatten. Sie besaßen einen knochenartigen Panzermantel, der ihnen teilweise ein etwas schildkrötenhaftes Aussehen verlieh. Sie waren wie die Ritter des Mittelalters zwar gegen äußere Gegner stark geschützt, aber wie jene auch zu unbeweglich. Und wie im Laufe des Mittelalters die schweren Panzer immer leichter wurden, bis nur noch Harnisch und Kettenhemden übrig blieben, so bekamen auch die Fische allmählich ihr Kettenhemd in Gestalt des Schuppenkleides. Doch führt der Weg vom Urpanzerfisch bis zum ersten Schmelzschuppenfisch über rund 200 Millionen Jahre. Erst gegen Ende des Erdaltertums, im sogenannten Perm, geben die Schuppen den Fischen ihr für heute noch typisches Gewand.

Die endgültige Eroberung des Landes durch die Tierwelt erfolgte erst im Devon. Damals kroch an sumpfigen Ufern zum erstenmal ein Lebewesen an Land, das wir heute als Urlurch bezeichnen. Dieser Urlurch war ein vierfüßiges, molchähnliches Tier mit einem Fischschwanz. Mit dem Urlurch hat es eine besondere Bewandtnis: Die Wissenschaft kannte ihn bis vor kurzem noch überhaupt nicht. Nur auf Grund der Entwicklungstheorie folgerten die Gelehrten, daß ein solches Zwischenglied zwischen Meer- und Landbewohnern einmal existiert haben muß.

Diese Annahme ist glänzend gerechtfertigt worden. In Grönland hat man Fossilien des Urlurchs gefunden. Diese Entdeckung wurde im vergangenen Jahr erstmals der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Jenes Tier hat der Gestalt seiner Gliedmaßen nach auf dem Land laufen können. Seine unmittelbaren Vorfahren aber sind die Quastenflossenfische gewesen. Und von dieser Fischart muß man annehmen, daß auch sie schon neben den Kiemen eine Art Lunge hatte. Vor wenigen Monaten erst wurde ein lebender Quastenflossenfisch vor der Ostküste Afrikas gefangen. Dieser Fang war insofern eine wissenschaftliche Sensation, als man diese Art seit Jahrmillionen für ausgestorben hielt.

Der Quastenflossenfisch hat übrigens in den Lungenfischen, die ebenfalls zweierlei Atmungsorgane haben, nahe Verwandte. Die Heimat dieser merkwürdigen Tiere sind die tropischen Trockengebiete. Wenn in der heißen Jahreszeit die Flüsse bis auf einige schlammige Rinnsale austrocknen und alle anderen Wasserbewohner eingehen, können sie sich trotzdem noch am Leben erhalten. Solche Lungenfische leben heute noch in Australien, Afrika und Südamerika. Bei völliger Trockenheit verfallen sie in eine Art „Winterschlaf". Der Zustand völliger Leblosigkeit geht so weit, daß man ein solches mit ausgedörrtem Schlamm bedecktes Tier an Ort und Stelle in eine Kiste verfrachten und auf monatelanger Fahrt nach Europa in ein Museum schicken kann. Wirft man die leblose schmutzige Masse dort in eine Badewanne, so wird das Tier schon nach wenigen Minuten quicklebendig.

Als der Urlurch unbeholfen und unsicher an Land kroch, begründete er die Ordnung der Amphibien, der Lebewesen, die sowohl im Wasser als auch auf dem Land existieren. Die Abwanderung aus dem Wasser muß damals zu einer wahren Massenbewegung geworden sein. Rund vierzig Millionen Jahre dauerte die große Zeit der Amphibien. Typisch für diese Tiere ist, daß sie ihre Eier immer im Wasser ablegen und dort auch ihre Jugend verbringen. In ihrer Blütezeit entwickelten sich die Amphibien zu Riesenformen, die wir heute nicht mehr kennen. Den Amphibien folgten die Reptilien.

Die Reptilien, deren früheste Vertreter im Karbon, im Steinkohlenzeitalter, auftauchten, waren weit tatkräftiger und besser für das Landleben ausgerüstet als die schwerfälligen Amphibien. Während die Haut ihrer Vorgänger nackt war, trugen sie ein Schutzkleid von verhornten Schuppen. Sie besaßen längere Beine und stärkere Zähne. Und sie legten ihre Eier auf dem Lande. Die Formen des Urkriechtieres, aus dem alle späteren Saurier hervorgingen, zeigten Längenmaße von 60 Zentimetern bis zu zwei Metern. Sie wuchsen aber zu den vielseitigsten und ungeheuerlichsten Wesen heran, die je auf der Erde gelebt haben. Dieses übermächtige Tiervolk siegte im Lebenskampf über die Amphibien, die von der Bildfläche fast verschwanden. Nur noch kümmerliche und kleine Geschöpfe, wie Frösche, Kröten und Salamander, halten eine schwache Erinnerung an die vor Jahrmillionen verblichene Größe fest.

Als die Saurier in der Triaszeit ihrer größten Blüte entgegengingen, tauchte ein Kriechtier auf, das bereits Merkmale zeigte, die zum Säugetier hinwiesen. Es war der Urinsektenfresser, dem die Wissenschaftler den Namen „Cynognathus" (= Hundeschnauze) beigelegt haben. Aus seiner Sippe gingen die Ahnen unserer Säugetiere hervor. Aus seinem Geblüt erstand der vielfältige bunte Zoo, wie wir ihn heute kennen. Aber nicht nur der Zoo, sondern auch der Besucher und Zuschauer: Der Mensch. *Fortsetzung im nächsten Heft*

WAAGERECHT: 1. Riesenschlange, 4. Streitzustand, 8. weibl. Singstimme, 10. Monat, 12. Straßenbelag, 15. Fluß in Zentral-Rußland, 17. Stacheltier, 20. Geburtsort Mohammeds, 22. behend, flink (lat.), 24. ja (italienisch), 25. Lebensgemeinschaft, 26. Lotterieschein, 27. lat. Vorsilbe für: wieder, 28. Schluß, 30. Phantasieerlebnis während des Schlafes, 33. Brennstoff, 36. weiblicher Vorname, 38. Kehrreim, 41. Gestalt aus einer Wagner-Oper, 43. Hilfe, 44. altgriechisches, ärmelloses Gewand, 45. Lebensabschluß.

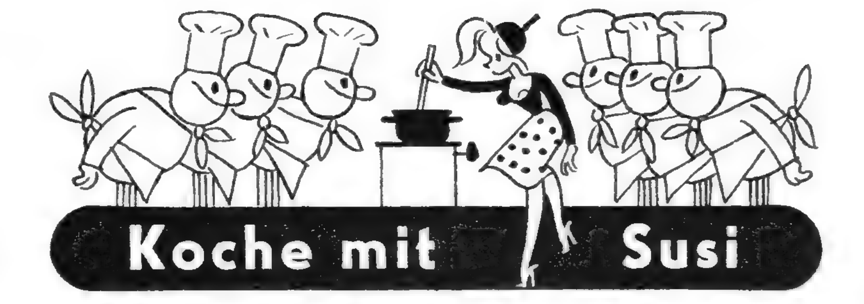
SENKRECHT: 2. Holzblasinstrument, 3. Flächenmaß, 5. Planet der Sonne, 6. Anerkennung, 7. persönl. Fürwort, 8. Ausruf, 9. Entfernungsbegriff, 10. Beruf, 11. Auerochs, 13. Fluß in Norditalien, 14. Fernsprechgerät, 16. Buchformat, 18. Wacholderschnaps, 19. Windschatten, 20. Getränk, 21. Viehweideplatz, 22. Teil eines Baumes, 23. geistesgestört, 29. Filmgesellschaft (Abkürzung), 31. ital. Barockmaler (1575—1642), 32. Verkehrsmittel, 34. männl. Vorname, 35. Artikel (französisch), 37. griechischer Buchstabe, 39. und 40. persönl. Fürwort, 42. nicht mehr im Amt (Abkürzung).

Silbenrätsel: Aus den Silben: ach — be — bro — chri — de — den — do — dra — e — e — ei — en — fa — fan — ga — i — i — ing — kra — lau — lei — ma — nan — ne — nie — re — rer — rin — sa — san — sche — see — sel — sen — sen — sit — sten — stri — su — tai — tan — te — tek — ter — tiv — tum — un — ur — wer — zent — sind 20 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Goethewort ergeben (ch = 1 Buchstabe).

1. ______ Niederländische Stadt
2. ______ Teil des Bodensees
3. ______ Bezeichnung für den Teufel
4. ______ sibirische Waldsteppe
5. ______ frühes Christentum
6. ______ Fehllos
7. ______ Hochschullehrer
8. ______ Zwergkönig der deutschen Sage
9. ______ Gewürz
10. ______ Sprengstoff
11. ______ Schmucknadel
12. ______ Stadt in Thüringen
13. ______ weiblicher Vorname
14. ______ spanische Urbevölkerung
15. ______ norwegischer Polarforscher
16. ______ Geheimpolizist, Ermittler
17. ______ Schauspiel
18. ______ italienische Halbinsel
19. ______ Lasttier
20. ______ Blasinstrument

AUFLÖSUNGEN DER RÄTSEL HEFT 12. **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Meter, 4. Indiana, 10. Erna, 12. Raub, 13. Turm, 14. Assam, 15. Rute, 16. Amen, 18. Elan, 19. Mr., 21. Anis, 22. Hiob, 25. Emir, 26. Aster, 27. Base, 28. real, 30. Unna, 31. Neuzeit, 32. Alaun. — Senkrecht: 1. Matterhorn, 2. Tornado, 3. re, 4. Instrument, 5. Nase, 6. Irma, 7. Aa, 8. Nute, 9. Abendstern, 11. Raum, 17. Montana, 20. Firn, 23. Idee, 24. Balz, 25. Etui, 29. Au. — **Silbenrätsel:** Juchten, Echo, Dattel, Erwin, Reitel, Hierodule, Abel, Tarantella, Samowar, Opal, Vicomte, Iphigenie, Estland, Lohengrin, Reaktion, Enter = „Jeder hat so viel Recht, wie er Macht hat".

Graphologische Gutachten! Leser, die eine Handschrift beurteilen lassen wollen, können gegen Einsendung von 3.— DM mit Tinte geschriebene Proben (möglichst 20 Zeilen mit Angabe von Alter, Beruf und Geschlecht) unter „Graphologie" der Redaktion der „Deutschen Jllustrierten" übermitteln.



HAMMEL - preiswert und pikant

Hammelfleisch gilt in vielen Ländern — vor allem im Orient — als Delikatesse. Beliebte Gerichte aus hammelbegeisterten Gegenden inspirieren Susi zu den folgenden Hammelrezepten, die auch Sie einmal anstatt des üblichen Hammel-Weißkraut-Eintopfes oder des bewährten Hammelbratens mit grünen Bohnen versuchen sollten.

Einkauf: Gutes Hammelfleisch ist dunkel, bräunlich-rot, mit zarten Fleischfasern und festem, weißem Fett. Nur gut abgehangenes, 1 bis 2 Wochen altes Fleisch verwenden. Was viele nicht wissen: Magerer Hammel ist leichtverdaulich.

Vorbereiten: Überflüssiges Fett abschneiden. Keinesfalls die papierdünne Haut der Hammelkeule abziehen, sie hält den Braten in Form und schließt den Fleischsaft ein. / Der sogenannte *Hammelgeschmack* verschwindet durch Einlegen des Fleisches in Milch, Buttermilch, saure Sahne, Essig oder billigen Kochwein. Beliebig dazugeben: Zwiebelringe, Knoblauch, Pfefferkörner, Wacholder, Lorbeer, Kräuter. Je nach Größe einige Stunden (Koteletts), über Nacht (kleine Braten) oder mehrere Tage (große Keule) marinieren. / *Hammelwürzen* = Vor dem Braten mit Knoblauch abreiben — getrocknete Kräuter (Majoran, Thymian, Estragon usw.) fest einreiben — frische Kräuter (Petersilie, Pfefferminze) blättchenweise in kleine Einschnitte stecken — Paprika-, Curry-, Ingwergewürz einklopfen — mit Speckstreifen spicken oder mit Senf bestreichen. Während des Bratens mit saurer Sahne, Pilzsaft, Tomatensaft oder Wein (Rot-, Weiß-, Süßwein) beträufeln.

Zubereiten: Immer nur bei mäßiger Hitze, sonst wird Hammel saft- und geschmacklos.

Servieren: Sehr heiß auf vorgewärmten Tellern, da Hammelfett leicht gerinnt. Gebratene Tomaten, Essigbirnen, Apfelmus, Preißelbeeren, Johannisbeergelee passen dazu. Kalten Hammelbraten mit einer pikanten Mayonnaise reichen.

HAMMEL-BOULETTEN

1¼ Pfund mageres Hammelfleisch + 1 Semmel + 1 Ei + Salz, Pfeffer, Senf + 3 Scheiben Speck. — Fleisch durchdrehen, mit der geweichten, ausgedrückten Semmel und dem leicht geschlagenen Ei mischen, würzen, 6 Klopse formen und je ½ Scheibe Speck ringförmig darumlegen, mit Zahnstocher halten. In der Pfanne in wenig Fett beiderseitig bräunen, mit gebratenen Tomaten oder dicker Tomatensoße reichen. 6 Portionen.

SPANISCHES HAMMEL-STEW

1 Pfund Hammelbrust + 2 Eßlöffel Schweinefett + 1 Zwiebel + 1 grüne Paprikaschote + 1½ Tassen Reis + Salz, Pfeffer, 3 Brühwürfel + 1 Tasse geschälte, gedünstete Tomaten oder 3 Eßlöffel Tomatenmark + 1 Tasse Dosen-Schoten + 1 Ei + 1 Teelöffel Öl + ½ Teelöffel Essig. — Fleisch in kleine Stücke schneiden und im Fett anbraten. 10 Tassen heißes Wasser darüber, zugedeckt sehr langsam 90 Minuten kochen. Dann Zwiebel-, Paprikawürfelchen in etwas Fett glasig anschwitzen und mit Reis, Würzen dazu. 30 Minuten weiterkochen. Tomaten und Schoten erst in den letzten 10 Minuten hineingeben. Ei mit Öl, Essig quirlen, ins Stew rühren. Sofort servieren.

HAMMEL-GEMÜSE-RAGOUT

1 Pfund Hammelschulter (ohne Knochen) + 2 Eßlöffel Schweinefett + 1 Zehe Knoblauch, feingewiegt + 1 Brühwürfel + 1 Tasse dünn geschnittene Selleriescheiben, halbiert + 2 Tassen grüne Bohnen, in Stücke gebrochen + Salz, Pfeffer, Suppenwürfel, 1 Eßlöffel Tomatenmark. — Fleisch in Gulaschwürfel schneiden, in mit Salz und Pfeffer gemengtem Mehl rollen und in heißem Fett gut bräunen. Brühwürfel mit 3 Tassen heißem Wasser hinein, zudecken, 20 Minuten schmoren. Dann Sellerie, Bohnen dazu und 15 Minuten weiterschmoren, bis die Gemüse zart, aber noch knackfest sind. Würzen und mit etwas in kaltem Wasser angerührtem Kartoffelmehl dicken. 5 Portionen. Zu Reis servieren.

HAMMEL-KASSEROLLE MIT ÄPFELN

6 Hammelkoteletts + 3 Zwiebeln + kleine Äpfel + 12 rohe Kartoffeln in dünnen Scheiben + Salz, Pfeffer + 1 Glas Rotwein + Würfelbrühe. — Knochen abschneiden, Koteletts halbieren und mit ganz wenig Fett in der Pfanne leicht bräunen, aufbewahren. Zwiebel in dünne Ringe schneiden, mit etwas Schweinefett goldbraun braten. Äpfel schälen, entkernen, in Scheiben teilen. Gut schließende Kasserolle einfetten, mit Kartoffelscheiben auslegen. 4 halbe Koteletts darauf, dann Zwiebelringe und Apfelscheiben darüber, mit Kartoffeln abschließen. Wiederholen, bis alle Zutaten verbraucht sind; gelegentlich leicht salzen und pfeffern. Wein darüber und soviel kochende Brühe, daß alles bedeckt ist. Zugedeckt im mäßig heißen Ofen 2 Stunden garen. 6 Portionen.

HAMMEL-ROULADEN MIT ZWIEBELSOSSE

1 Kilo Hammelbrust + Salz, Pfeffer, Senf, Tomatenmark + 6 dünne Scheiben Räucherspeck + 2 Zwiebeln in Ringen + Büchsenmilch. — Knochen und Fett entfernen, Fleisch in 6 Stücke teilen, leicht klopfen. Salzen, pfeffern und mit Senf, Tomatenmark bestreichen, mit 1 Scheibe Speck belegen und rollen, mit Hölzchen halten. In Mehl wenden und in heißem Schweinefett im Schmortopf bräunen, 1½ Tassen heiße Würfelbrühe angießen und 1¾ Stunden langsam schmoren. Die letzten 10 Minuten die braun gerösteten Zwiebelringe dazu. Mit Salz, Suppenwürze, Tomatenmark nachwürzen, reichlich Büchsenmilch daran und noch kurz durchziehen lassen. 6 Portionen.

ITALIENISCHE HAMMEL-KOTELETTS

4 Hammelkoteletts + 1 Eßlöffel gewiegte Petersilie + etwas Muskat + 2 Eßlöffel Butter + 1½ Tassen Milch + 2 Eigelb + geriebener Käse, Semmelbrösel + Salz, Pfeffer, Zitronensaft. — Die knochenlosen Koteletts mit Petersilie, Muskat, Butter in die Milch und zugedeckt 1 Stunde am Siedepunkt halten. Milch abgießen, zur Soße aufbewahren und die Koteletts gut in Käse panieren, leicht anklopfen, dann in dem einen, mit etwas Wasser geschlagenen Eigelb und Bröseln wenden. In Mischfett auf beiden Seiten bräunen, herausnehmen und warm stellen. Die aufbewahrte Milch ins Bratfett, aufkochen. Soße mit wenig Mehl dicken, mit dem restlichen Eigelb abziehen, würzen und durch ein Sieb über die Koteletts geben. 4 Portionen. Dazu Reis, mit Käse überbacken.

HAMMEL-TIPS ZUM AUSPROBIEREN

Hammelknochen (frische oder mitgebratene) mit reichlich Suppengrün, Würzen auskochen und die Brühe mit Curry oder Tomatenmark abschmecken. Mit Reiseinlage servieren. / Kleine Leberknödel aus **Hammelleber** in den Weißkraut-Eintopf geben. / Omelett mit gebratenen **Hammelnieren** oder gekochter, abgebräunter Hammelzunge füllen, mit Tomaten-Meerrettichsoße übergießen. / **Hammelsteak** in einer Soße aus Büchsenmilch, Madeira, Zitronensaft durchschmoren. / **Hammelkoteletts** mit gewiegten Sardellen bestreichen, in zerlassene Butter tauchen, auf dem Rost braten. / **Hammelgulasch** mit viel Zwiebeln anbräunen, mit Paprika und Tomatenmark würzen, mit Rotwein und Kapern abschmecken. / **Hammelzungen** mit Salz, Lorbeer, Nelken, Zwiebeln, Stückchen Zimtstange und — wenn halbweich — etwas Zitronensaft kochen. In der Brühe erkalten lassen, aufgeschnitten mit Kapern-Mayonnaise reichen.

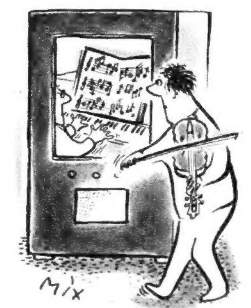
Wir freuen uns, daß die Rezepte Ihnen so gut gefallen, bitten aber unsere Lesezirkel-Leser, sie nicht aus dem Heft herauszuschneiden!

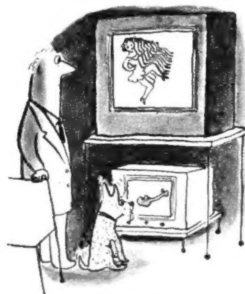
Ferngesehen

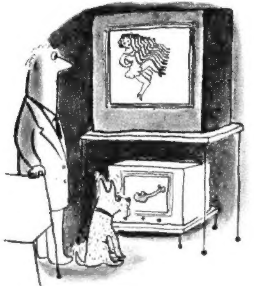
Das Fernsehen beginnt auch in Deutschland populär zu werden. Langsam, aber sicher. Wenn das so weiter geht . . . Unsere Zeichner Mix, Wigg Siegl und Busse schauten für Sie mit Spezial - Fernsehapparaten in die Zukunft:



„Weg da! Seht ihr denn nicht, daß die Tante Schnupfen hat?"





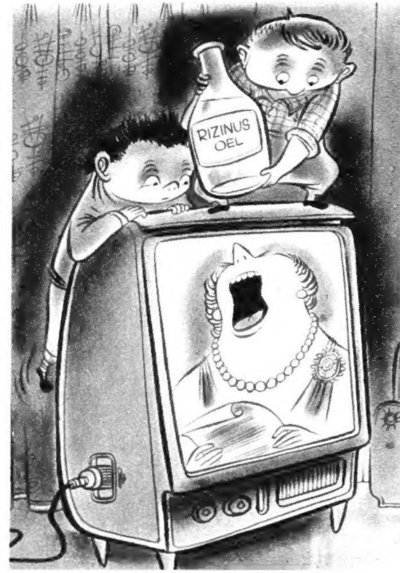


„Adolar — schnell — im Fernsehapparat kommt ein herrlicher Sonnenuntergang!"





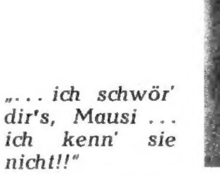
„Wir bitten, die kleine technische Störung freundlichst entschuldigen zu wollen . . .!"



„ . . . jetzt!!"



„Mach' mal die Augen zu, Egon, dann ist es fast so schön wie Radio!"





„ . . . ich schwör' dir's, Mausi . . . ich kenn' sie nicht!!"

Mr. Chaplins Debut an der Riviera

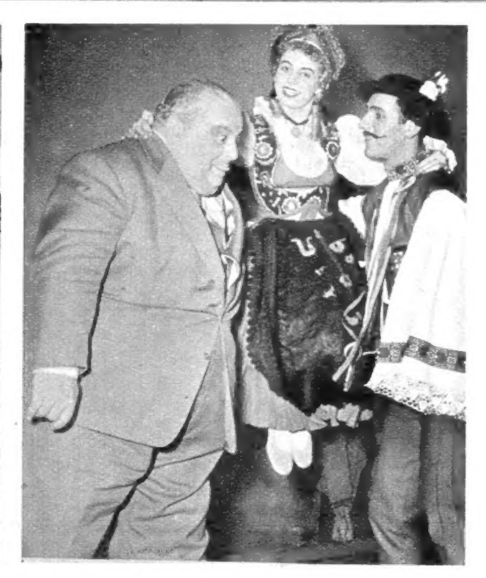
Die große Welt der Blauen Küste gab sich in Cannes ein Stelldichein. Im großen Saal des „Ambassadeur" feierte sie mit einer Pelzmodenschau Abschied vom Winter. 14 Mannequins paradierten in Zobel, Nerz und Persianer — alles in allem 1,2 Millionen Mark — vor den verhalten interessierten Fürstlichkeiten der Riviera-Lebewelt über den Laufsteg. Was Rang und Namen hat, war voll vertreten. Als Neuling in der eleganten Welt Südfrankreichs gab Charlie Chaplin sein Debut, begleitet von seiner jungen Gattin Oona. Doch den Vogel der Gesellschaft, die der Studentenhilfe zugedacht war, schoß die amerikanische Milliardärin Florence Jay Gould ab: ihre Juwelen waren kostbarer als die der Begum Aga Khan. Fotos: Lutetia/Pandis.



GOLDRAUSCH: *Florence Jay Gould, die Frau mit dem kostbarsten und meistbewunderten Schmuck des Abends, umarmt ihren alten Freund Charlie Chaplin mit stürmischer Freude (oben). An der Tafel (rechts) erregte es gebührendes Aufsehen, als Charlie (mit Brille) der Gästerunde ein Familiengeheimnis offenbarte: Oona, seine Frau (ganz rechts), erwartet ihr viertes Baby. Die Mannequins konnten die allgemeine Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich lenken.*







170 Kilo im Dreivierteltakt

Mit hörbar lautem Plumpser fiel Ludwig Schmidseder eine Zentnerlast an Zweifeln vom Herzen: 42 „Premieren-Vorhänge" haben seiner neuen Operette „Abschiedswalzer" im Stadttheater Augsburg zu einem Bombenstart verholfen. Und wenn er auch nicht die hübschen Madln, sondern nur das Lied von ihnen erfunden hat, so ficht es ihn nicht an, mit dem 170 Kilo schweren Gewicht seiner Persönlichkeit der Sache und dem Star Riki Gorza den rechten Schwung zu geben. Mit einem improvisierten Abschiedswalzer vor dem Bühneneingang.





DER CHARME DER BEGUM *bezauberte auch Charlie. Strahlend wie ein kleiner Junge plauderte der große Komiker mit der Hohen Frau, während seine Gattin ihr Glück in der Tombola (links) versuchte. Doch leider ohne Erfolg. Charlies wehmütiger Kommentar: In solchen Dingen hat mir meine Oona bisher noch nie Glück gebracht.*



DIE KOSTBARSTEN STÜCKE *der großen Pariser Pelzsalons waren in gepanzerten Lastwagen aus der Hauptstadt an die Cote d'Azur gebracht worden. Unter Palmen zeigten die Mannequins die Pracht den weniger Begüterten, die nicht zu der Party kamen.*

Blitzbesuch aus Amerika

Zum erstenmal hat Hollywood dem guten Kinokunden Deutschland Reverenz erwiesen: Zur Uraufführung des „Schnee vom Kilimandscharo" kam Gregory Peck, Favorit in der Garde der amerikanischen Kassenmagneten, eigens in die Bundesrepublik, um sich auf einer Blitztour Düsseldorf—Stuttgart—Frankfurt seinen deutschen Verehrern vorzustellen. Zugleich nahm er Gelegenheit, zu erklären, daß „zwischen mir und Hildegard Knef nichts war — außer Arbeit".





FREIMÜTIG *beantwortete Gregory Peck die Fragen des DJ-Redakteurs. Unser Filmroman „Sturmfahrt nach Alaska" sei ein gutes Geschäft gewesen, denn Gregory war am Gewinn beteiligt. Seine liebste Rolle war jedoch im „Schlüssel zum Himmelreich". Der literarische Part: Hemingways „Schnee vom Kilimandscharo". Fotos: F. C. Gundlach*

EIN GUTER EHEMANN *hofft Gregory zu sein, wie er der neugierigen Dame vom Rundfunk lachend eingestand. Die Dolmetscherin im Hintergrund glaubte jedes Wort.*

DEUTSCHE JLLUSTRIERTE

Unsere Preisfrage: Wo ist der Strumpf auf Taille?

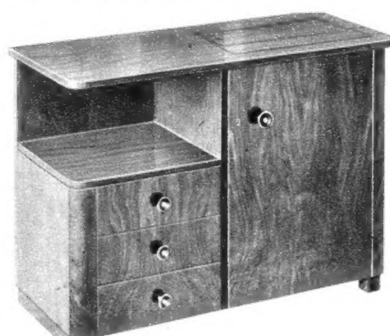


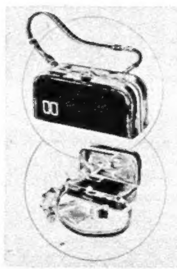
Reise mit SUSI Rate mit SUSI

Susi in Afrika

FOLGE 34

DIE SPIELREGELN — Jeder kann mitmachen: Susi hat im Harem des Sultans Strümpfe, die wir ihr aus Deutschland schickten, verteilt. Sie hat den Harem schneller verlassen, als sie es ursprünglich vorhatte, denn . . . Doch warum, das werden Sie nächste Woche erfahren. Jetzt sollen sie nur feststellen, wo sich der berühmte „Strumpf auf Taille" befindet, von dem in Susis Strumpfkollektion erst ein Paar vorhanden war. Wenn Sie ihn gefunden, notieren Sie bitte das entsprechende *Planquadrat* (beispielsweise A 3 — Sie verbinden am besten die Striche in den Randlinien, damit Sie sich auf keinen Fall irren) auf einer Postkarte (keine Drucksache), überschreiben mit *Susi, Folge 34*, und vermerken, deutlich lesbar, Ihren *Absender*. Ohne ein Wort hinzuzufügen. Die Lösungen für Folge 34 sollten am 25. April 1953 bei uns sein: Deutsche Jllustrierte, Stuttgart, Postfach 688. Die Entscheidung des Preisgerichts ist unanfechtbar. Das Los entscheidet. Auflösung und Gewinner dieser Folge in Heft 19/1953.





1. PREIS: 1 GRITZNER-Nähmaschine, Vitrine, Modell VZB 5/90, in Nußbaum Maser, Oberteil schwarz, mit Motor, Stickring, Pikierapparat und Gimpeknopflochfuß, der Firma Gritzner-Kayser AG., Karlsruhe-Durlach, und 12 Paar „Strumpf auf Taille" der Firma Arwa, Arwatal, Unterroth, Krs. Backnang (Württ.).

2. PREIS: 1 „LADY"-Handtaschen-Empfänger, in echt Leder einschließlich Batterien der Firma Akkord-Radio-Gerätebau A. Jäger, Offenbach a. M., und 6 Paar „Strumpf auf Taille" der Firma Arwa.

3. PREIS: 3 SZ - Mako - Popeline - Hemden von der Firma G. Gäng, Wäschefabrik, Oberkirch (Baden), und 3 Paar „Strumpf auf Taille" der Firma Arwa.

Hatten Sie Glück?

C 4 lautet die Auflösung der 28. Folge unseres Preisausschreibens, Preisfrage „Welche Blumenfrau sagte: Wer diesen Strauß bekommt, hat Glück?" Susi gratuliert den Gewinnern:

1. PREIS: 1 Staubsauger Modell „MATADOR-ELITE" von der Firma Baumgarten KG., Staubsauger- und Metallwarenfabrik, Zweigniederlassung Tuttlingen (Württ.): Philipp **Riedel**, Gundershausen b. Darmstadt, Darmstädter Str. 18.

2. PREIS: 1 Schweizer Damen - Armbanduhr, 15 Steine, mit einer Packung „MATE-GOLD" von der Mate-Gold-Compagnie, Hamburg: Fr. Helene **Meissner**, Bamberg, Fischerei 25.

3. PREIS: 3 SZ-Mako-Popeline-Hemden von der Fa. Wäschefabrik G. Gäng, Oberkirch (Baden): Ralf-Jürgen **Pömmerl**, Augsburg, Branderstr. 28.

Wer hat den Strumpf auf Taille?

Du bestimmt nicht! Aber wie sieht er denn aus?

Sieh dir die DJ an, dann weisst du's!

Habe bereits Auftrag, Susi in den Harem zu bringen, wenn nötig mit Gewalt!

Oh!

Susi sagte, es sei leider nur ein Paar von dem Strumpf auf Taille dabei!

Sehr wohl, mein Sultan!

...ist so hübsch wie die Strümpfe, die sie meinen Frauen mitbrachte. Schade, dass sie bereits gegangen ist... Susi fehlt mir noch in Kätersammlung!

1 2 3 4 5 6 7 8

A B C D